



Preisverdächtig

Von Jesper Klein

Heidelberg ist eine ausgezeichnete Stadt und man weiß gar nicht, wie man eine Ode über die romantische Weltprovinz angemessen beginnen soll. Womöglich mit der Auszeichnung als fahrradfreundlichste Kommune im Jahr 2012. Immerhin hat die Stadt eine eigene Fahrradstraße, die alle Radler bequem und gefahrlos durch die Stadt geleitet. Aber im Ernst: Plöck-Witze sollten schon lange auf dem Index stehen.

Im Mai hatte die Aktion #HeldenOberbürgermeister, bei der man sich Eckart Würzner per Mausclick ins eigene Wohnzimmer holen konnte, den Publikumspreis des „South by Southwest“-Festivals gewonnen. Die Auszeichnung gilt als Oscar der Innovationsbranche. Ein Traum eines jeden Würznerianers wurde wahr: Auch Sacramento, Austin und Los Angeles wollen nun so fancy sein wie Heidelberg. Ob sie es allerdings mit knackigen Alliterationen wie „Würzner würzt“ aufnehmen können?

Doch bei all dieser Lobbudelei ging die wohl wichtigste Auszeichnung der frühen Neuzeit ein wenig unter: Heidelberg beherbergt in diesem Jahr das schlechteste Parkhaus Deutschlands. Die Anlage am Theater erhielt das schmeichelnde Prädikat „sehr mangelhaft“ und versetzte die Jury in wahre Jubelarien: „Die Einfahrtshöhe zu knapp, Fahrgassen und Parkplätze schlecht beleuchtet, die Parkplätze zu schmal, die ebenfalls zu schmalen Behinderten-Parkplätze nicht barrierefrei zu erreichen, gar keine Parkplätze für Eltern mit Kindern, keine Notrufe und auch kein Handy-Empfang“, kommt die Jury aus dem Staunen nicht heraus. Der Preis gilt als Goldene Himbeere der Parkhausbranche.

Gerüchten zufolge wurden bereits japanische Touristengruppen vor der Garage gesichtet und so mancher Konzertbesucher zog ein paar Akte in den dunklen Gemäuern den schnöden Wagner, Puccini und Co. vor.

Nun eröffnet sich für Heidelberg die einmalige Chance, ein weiteres Kapitel düsterer Parkhausgeschichte zu schreiben: Bald soll ein fünfstöckiges (!) Fahrrad-Parkhaus vor dem Hauptbahnhof thronen. Eine gute Gelegenheit, um wieder auf mehreren Ebenen zu glänzen.



Malerei im Milieu
Heidelberg präsentiert Kunst dort, wo man sie nicht erwartet
auf Seite 12

Foto: kmgr

Writing Center vor dem Aus

Der Anglistik fehlt Geld für ihre Schreibberatung. Gibt es eine zentrale Lösung?

Das Writing Resources Center (WRC) am Anglistischen Seminar ist von der Schließung bedroht. Seit 2012 bis März dieses Jahres bot es Studierenden aller Fakultäten kostenlose Beratung beim Verfassen von englischen Texten. Durch die Umverteilung der Qualitätssicherungsmittel (QSM) war die Anglistik gezwungen, das Angebot für ein halbes Jahr aus eigenen Mitteln weiterzufinanzieren. Diese sind nun erschöpft. Um die Schließung doch zu verhindern, sammelte die Fachschaft Anglistik an zahlreichen Instituten fast 2000 Unterschriften. Sie hoffen auf zentrale Gelder vom Rektorat.

„Es ist einfach kein Geld da“, erklärt Vera Nünning, die Geschäftsführerin

des Anglistischen Seminars. Grund dafür sei vor allem die neue QSM-Regelung. Durch die Überführung der QSM in die Grundfinanzierung der Universität muss diese das Geld nicht mehr zwangsläufig für Studium und Lehre ausgeben. Die Folge sind Kürzungen in den Fächern. Diese treffen vor allem Geisteswissenschaften wie die Anglistik, da sie weniger Drittmittel zur Verfügung haben, um den Verlust auszugleichen. Dementsprechend war schon im letzten Wintersemester unklar, ob das WRC weiter finanziert werden könnte. „Wir haben uns dann entschieden, es noch ein halbes Jahr weiterzuführen, mehr ging nicht“, erklärt Nünning. Daraufhin wurde das Angebot auf Studie-

rende der Anglistik beschränkt. Dabei ist das WRC für viele eine große Hilfe beim Verfassen von englischen Texten. „Für uns und auch für Studierende von anderen Fakultäten ist es eine wichtige Stütze, gerade bei Bewerbungen für Studienplätze im Ausland“, sagt Stefan Jansen von der Fachschaft Anglistik. Nachdem diese vor zwei Wochen von der bevorstehenden Schließung des WRC erfahren hatte, entschloss sie sich, Unterschriften für eine zentrale Finanzierung des Writing Center zu sammeln.

Doch eine zentrale Lösung scheint im Moment nicht in Sicht zu sein. Bei seinem ersten Besuch im Studierendenrat seit dessen Gründung merkte Rektor Bernhard Eitel an, dass er

durchaus den Bedarf für ein Writing Center an der Universität sehe. Sollte ein solches Angebot allerdings aus zentralen Mitteln finanziert werden, müsse es auch in der Universität verankert werden und nicht nur in einem Institut. Wenn es hingegen in der Anglistik angesiedelt bleiben solle, müsse dies das Institut selbst bezahlen. Wie genau eine solche Finanzierung aussehen könnte und welche Fächer sich daran eventuell auch mitbeteiligen würden, war zum Redaktionsschluss dieser Ausgabe jedoch noch unklar. Man sei aber mit allen Beteiligten im Gespräch über eine mögliche zentrale Lösung. (leh)

Fortsetzung auf Seite 4

„Ich mache ja keine Diktatur“

Uni-Rektor Bernhard Eitel besucht erstmals den StuRa und stellte sich den Fragen der Mitglieder

Der Rektor der Universität Heidelberg, Bernhard Eitel, hat vergangenen Dienstag erstmals seit seiner Konstituierung vor knapp drei Jahren den Studierendenrat (StuRa) besucht. Dabei entwickelte sich ein munteres Frage-Antwort-Spiel zwischen Eitel und den StuRa-Mitgliedern. „Wie finden sie den Raum hier eigentlich so?“, fragt ein Mitglied. Gleich zu Beginn wird der Rektor auf die teilweise maroden StuRa-Räumlichkeiten angesprochen. Er verfüge über einen „begrenzten Charme“, gesteht Eitel ein. Verspricht aber: „Wir haben das auf dem Radar“. Über die Hälfte der Zeit ging es um

die Raumvergabe des Rektorats. Dabei verteidigte der Rektor seine Position, dass Räume nur mit einem Bezug zu Forschung und Lehre vergeben werden können. Bei „Dritten“ sei das nicht der Fall – darunter fallen auch die Verfasste Studierendenschaft, oder andere Hochschulgruppen. Unterstützung bekomme er da von Gutachten zweier Landesministerien – „Ich bin nun mal ein Beamter und muss mich an Richtlinien der Ministerien halten.“ Die StuRa-Vertreter sehen das bekanntlich anders und fordern vom Rektorat mehr Räume für ihre Treffen und Aktivitäten. Auch die Frage nach

besonderen Schutzräumen für Frauen beantwortet er negativ: „Schutzräume für Frauen, nur weil sie Frauen sind? Das finde ich ein bisschen deftig.“

In der Diskussion um das Writing Resources Center (WRC) (siehe oberer Artikel) sieht er durchaus ein Chancen, hielt sich aber mit Zusagen bedeckt: „Ich mach ja keine Diktatur“. Ansonsten arbeitete er die Frageliste der StuRa-Mitglieder artig ab: Ein Student wollte wissen, was das Rektorat für Gehörlose und Blinde tue. „Das sei eine Herausforderung, der wir uns stellen müssen. Ich sehe, dass wir da ein Defizit haben. Es ist aber eine große

Aufgabe, wir haben ja noch nicht einmal alle Hörsäle rollstuhlgerecht gemacht.“ Bei der Frage nach Anwesenheitslisten zeigte er sich kulant: Zwar halte er es für ein „Gebot der Fairness“, wenn Studenten im Seminar anwesend sind. Bei Vorlesungen sehe er das anders: Er selbst habe nie Anwesenheitslisten geführt, sein Anspruch war es, dass er so gut sein müsse, das die Studenten zu ihm kommen.

Nach 80 Minuten war Eitels Besuch auch schon vorbei. Er versprach wiederzukommen und wünschte „alles Gute für die letzten Wochen des Sommersemesters“. (mgr)



Schluss mit der Einsamkeit: Ein Single berichtet über die Absurditäten moderner Partnersuche auf Seite 3

SCHLAGLOCH



Wer eine neue Niere braucht, muss oft lange warten. Ein Ökonom präsentiert Lösungsansätze zum Spendermangel auf Seite 11

WISSENSCHAFT



Keiner hat damit gerechnet, nun ist es zu spät: Warum britische Studenten erst jetzt über das Votum diskutieren auf Seite 15

WELTWEIT

Streit um Fachschaftslisten

PRO

Bevor man sich mit der Frage befasst, welche Listen bei einer Hochschulwahl zuzulassen sind, sollte man zuerst folgende Begriffe voneinander unterscheiden können: Fachschaft. Fachschaftsrat. Fachschaftsinitiative. Fachrat. Studienfachschaft. Fakultätsrat.

Viele wird es überraschen, dass es überhaupt Unterschiede zwischen diesen Gremien und Gruppen gibt, die meisten werden nicht einmal von allen etwas gehört haben. Das liegt vor allem daran, dass sie im Studienalltag selten eine Rolle spielen. Was politische Liste, was Organ der Studierendenschaft oder Gremium der Universität ist, kann man anhand dieser ähnlichen Begriffe nicht ohne Weiteres erkennen.

Aber genau darum geht es: Darf eine Liste, die zu allgemeinen Wahlen antritt, den Anschein erwecken, zu einem öffentlich-rechtlichen Gremium zu gehören? Der Streit entbrannte beispielhaft an der (politischen) Liste „Fachschaftsinitiative Jura – unabhängig, erfahren, engagiert“ (FSI Jura), wobei ähnliche Kritik auch bei der Liste der Medizinstudenten, der Liste aus Bergheim oder der der Biowissenschaften geübt werden muss.

Es hilft dabei, einige der genannten Begriffe zu beleuchten: Die Fachschaft, oder „Studienfachschaft“, wie wir sie in Heidelberg nennen, hat eine feste Anzahl von Vertretern im StuRa, im Falle von Jura genau drei (andere mehr oder weniger, je nach Anzahl der Studenten).

Diese Sitze im StuRa stehen ausschließlich Juristen zu und sollen gewährleisten, dass die Interessen der Jurastudenten angemessen gehört werden. Im StuRa soll auf diese Weise jeder Fachschaft – also Studenten gleichen Fachs – die Möglichkeit der Einflussnahme gewährt werden. Die „FSI Jura“ ist nun aber gerade kein Teil dieser (öffentlich-rechtlichen) Fachschaft, sondern eine hochschulpolitische Gruppe, wie etwa auch die Jusos, die Grünen, LHG oder der RCDS.

Die „FSI Jura“ darf also auf keinen Fall den Anschein erwecken, Teil der Fachschaft Jura zu sein oder gar „die Fachschaft“, also die Gesamtheit aller Studenten dieses Fachs, zu vertreten.

Bei den StuRa-Wahlen treten neben „klassischen“, parteinahen politischen Hochschulgruppen auch Fachschaftslisten an. Die Fachschaften selbst sind jedoch bereits automatisch im StuRa vertreten. Sollten also nur etablierte politische Hochschulgruppen zur Wahl antreten? (sko)

Fachschaften erfüllen wichtige Aufgaben an den Fakultäten und für die Studenten. Wenn aber eine Trennung von Fachschaften und Listen im StuRa gewollt ist, dann darf es keine zusätzlichen Fachschaftslisten geben.

Wenn Listen-Vertreter dieser „FSI Jura“ damit werben, „die Vertretung der Jurastudenten“ zu sein, dann machen sie sich einen Vorteil zu eigen, den sie eigentlich nicht haben dürften. Sie geben sich als „die Vertretung“ der Heidelberger Jurastudenten, was sie nicht sind. Bestenfalls sind sie eine politische Hochschulgruppe,

die sich ausschließlich auf die Vertretung von Juristen versteht, was wohl eher Klientel-Gebundenheit als Unabhängigkeit vermittelt.

Die „FSI Jura“ hat bis zur Eröffnung eines gerichtlichen Verfahrens eine Facebook-Seite „Fachschaft Jura Heidelberg“ betrieben, warb mit einem Banner „Fachschaft Jura Heidelberg“ und hat in Vorlesungen mit dem Slogan geworben: „Wir als Vertreter der Fachschaft“. Auch auf Flyern für Partys macht es sich gut, zu schreiben: „Wir freuen uns auf euch. Eure Fachschaft!“ Wer absichtlich damit spielt, dass die Bezeichnungen kaum auseinanderzuhalten sind, der vergeht sich bewusst an der Transparenz und Gleichheit der Wahl und verschafft sich einen ungerechten Vorteil: Jede einzelne Fach-

schaft hat bereits eine feste Anzahl an Sitzen im StuRa, Listen hingegen nicht.

Wenn der Student, der an die Wahlurne tritt, nicht weiß, dass er nicht „seiner Fachschaft“, sondern einer politischen Liste seine Stimme gibt, dann ist die demokratische Grundlage der Wahl gefährdet. Es ist für einen durchschnittlich interessierten Studenten nicht zu erkennen, dass er durch die Wahlen zum StuRa keinen Einfluss darauf hat, wer ihn durch seine Fachschaft vertritt. Wenn er das aber glaubt, dann hat die gezielte Verirrung ihren Zweck erfüllt.

„Wenn eine Trennung von Fachschaften und Listen im StuRa gewollt ist, dann darf es keine Fachschaftslisten geben“



Foto: Privat

Maximilian Böck
sitzt für den Ring christlich-demokratischer Studenten (RCDS) im Studierendenrat sowie im Senat

CONTRA

der Kandidatur für unabhängige Listen möglich. So sind die Fachschaftsinitiative Jura, die Fakultätsliste Biowissenschaften oder die Liste der Medizinstudierenden Heidelberg ähnlich wie politische Listen fächerübergreifend von allen Studierenden wählbar. Sie stehen allerdings nicht unter dem Einfluss einer Partei und können unabhängig die Interessen vieler Studierender vertreten.

Ebenso ist durch Listen wie Bergheim Calling der Zusammenschluss von Studierenden möglich, die weder aus einem Fach kommen, noch einer gemeinsamen politischen Partei nahestehen, sondern gemeinsam an einem Campus studieren und daher Vertreter für ihre Interessen in die Gremien der Uni wählen wollen.

Politische Hochschulgruppen haben immer auch die Interessen ihrer Parteien im Blick. Das kann zu Interessenkonflikten führen, wenn es zum Beispiel vor Landtagswahlen vor allem darum geht, Studierende als Wähler für die Mutterparteien zu gewinnen und nicht mehr hochschulpolitische Themen im Vordergrund stehen.

Die Kombination aus politischen Listen, die fächerübergreifende Programme für die gesamte Universität bieten und Fachschaftsvertretern, die die Partikularinteressen ihrer Studierenden verfolgen, ist eine Bereicherung für den StuRa.

Vor allem aber sollten wir nicht vergessen, dass die Gremienwahlen freie Personenwahlen sind. Jeder Studierende kann selbst entscheiden, welche Kandidaten er überzeugend findet, egal ob sie für eine Fachschaft

oder eine politische Hochschulgruppe kandidieren. Diese Freiheit sollten wir unseren Wählern nicht nehmen. Deshalb sollte das Nebeneinander von politischen Hochschulgruppen und Vertretern nicht-politischer Listen erhalten bleiben.

Aus Gründen der sprachlichen Einfachheit haben wir auf konsequentes Gendern verzichtet. Sämtliche personenbezogenen Begriffe beziehen sich aber ausdrücklich auf weibliche, männliche, genderfluide, transgender, intergender, genderqueer, agender, neutrois, bigender und androgyne Studierende.

„Listen der Fachschaften können viel glaubwürdiger vermitteln, warum der StuRa für Studierende wichtig ist“



Felix Klimitz
von der Fachschaft Medizin hat diesen Beitrag zusammen mit Luca Zinser (Fachschaft Pharmazie) verfasst

Bei Etablierung der Verfassten Studierendenschaft 2013 hat sich die Mehrheit der Studierenden in einer Urabstimmung für ein Nebeneinander von politischen Hochschulgruppen und Vertretern der Fachschaften im StuRa ausgesprochen.

Zu Recht, wie wir finden: Denn im StuRa werden Themen besprochen und Entscheidungen getroffen, die die Fachschaften und deren Studierende direkt betreffen. So werden die Fachschatzungen verabschiedet und es wird im Haushaltsplan festgelegt, welches Budget den einzelnen Fachschaften für Aktionen wie die Ersti-Woche zur Verfügung steht.

Darüber sollten Fachschaftsvertreter mitbestimmen können, denn nur sie wissen, welche Mittel sie für ihre Projekte brauchen!

Darüber hinaus kann von Fachschaftsvertretern die projektbezogene Arbeit an Problemen, die viele Studierende betreffen, wie Anwesenheitspflichten im Studium, unabhängig von politischen Lagern und Ideologien realisiert werden. So ist zum Beispiel auch die Gründung projektbezogener oder satirischer Listen möglich.

Unter Umständen werden gerade kleine Fachschaften wie Japanologie oder Molekulare Biotechnologie nicht angemessen vertreten, wenn es nur politische Hochschulgruppen gibt.

Listen der Fachschaften können viel glaubwürdiger vermitteln, warum der StuRa für Studierende wichtig ist. Sie mobilisieren so Studierende und erhöhen die Wahlbeteiligung. Davon profitiert die Verfasste Studierendenschaft insgesamt und auch die politischen Hochschulgruppen.

Manche Studierende besitzen weder genügend Rückhalt in ihrer Fachschaft, noch möchten sie sich in einer politischen Hochschulgruppe engagieren. Dennoch müssen auch sie die Chance haben im StuRa vertreten zu sein. Dies ist mit

Sollten nur politische Hochschulgruppen zur StuRa-Wahl antreten? Wir haben Studierende gefragt:



Foto: leh

Jan, 25
Medizin

„Wir haben ein demokratisches System. Deshalb sollte der StuRa offen für alle sein. Wenn

eine Gruppe eine starke Meinung hat und viele Studierende hinter sich bringt, warum sollte man sie ausschließen?“



Foto: Privat

Alan, 23
Jura

„Vielen fällt es oft schwer, den Unterschied zwischen Fachschaft und Liste zu erkennen.

Deshalb sollten sich fachbezogene Listen so benennen, dass klar wird, dass sie nichts mit der Fachschaft zu tun haben.“

VON ANNA VOLLMER

Eine Spritztour in den Fünfzigerjahren. Der reiche südafrikanische Ölmagnat Tony de Boers verliert sein Herz in Heidelberg und verliebt sich Hals über Kopf in die mittellose Klavierspielerin Hella, die er am Straßenrand aufsammelt. Mehr Romantik geht nicht. Solche Geschichten, das lehrt die Erfahrung, gibt es allerdings meistens nur im Film. In meinem Leben geht es deutlich profaner zu. Bloß: Ist das so schlimm?

Ein Drittel aller deutschen Erwachsenen ist single. Das sind viele. Zu viele, wenn man all den Zeitschriften und Partnerbörsen trauen darf, die versprechen: „So findest du deinen Traummann!“ und gleich davon ausgehen, man wolle das auch. Single-Sein wird von der Mehrheit nicht als neutral bewertet, sondern als ein temporärer Zustand, der möglichst bald behoben werden muss. Wer allein ist, muss doch auch einsam sein! Abgesehen davon, dass ich dieser Annahme keineswegs zustimme, bin ich kein großer Fan der aktiven Suche nach der Liebe. Ich war noch nie auf einer Online-Partnerbörse angemeldet. Dates finde ich unangenehm. Doch vielleicht sollte man nicht vorschnell urteilen. Um nicht Schuld an meinem eigenen Unglück zu sein, wage ich einen kleinen Ausflug in die Welt des Datings.

Höre ich mich in meinem Bekanntenkreis um, verspricht „Tinder“ große Erfolge. Eine ganze Reihe von Leuten findet dort scheinbar nicht nur Sex, sondern auch die Liebe. Leider bin ich ein altmodischer Mensch. Ich besitze kein Smartphone und die Idee, Menschen auf meinem Telefon wegzuwischen gefällt mir nicht. Es muss andere Möglichkeiten geben.

Speed-Dating zum Beispiel. Das funktioniert ein bisschen wie Tinder, nur analog. Man trifft verschiedene Gesprächspartner, redet kurz und kann danach entscheiden, wen man wieder sehen möchte. Geht es der anderen Person genauso, bekommt man die jeweiligen Kontaktdaten. Das muss nun also ausprobiert werden. Ich google „Speed-Daten Heidelberg“, der nächste Termin ist gleich am folgenden Tag. 18,50 Euro kostet es, zahlen kann man in bar. Oben auf der Seite steht: „Wer einsam bleibt, ist selber schuld!“ In meiner Bestätigungsmail werden mir Fotos angezeigt. „Kennst du schon diese Singles?“ Ich klicke einen von ihnen an und werde auf

„Also ich sag jetzt erst einmal ein bisschen was zu mir“

sein Profil weitergeleitet. Sein Foto ist verschwommen, will ich mehr sehen, muss ich zahlen. Bei seinem Beziehungsstatus steht „gebunden“. Ich beschließe, mich weiterhin auf die nicht-virtuelle Art der Kontaktaufnahme zu konzentrieren.

Das Daten findet im „Zapata“ statt, einem eher lausigen Restaurant am Hauptbahnhof. Eine Gruppe Menschen steht verkrampt vor dem Seiteneingang – die Singles. Seltsame Situation. Darf man jetzt reden oder geht dann das Konzept kaputt? Sieben Minuten pro Person. Dann klingelt das Glöckchen und der nächste Gesprächspartner ist dran, die Frauen bleiben sitzen, die Männer ziehen weiter. Wir gehen hinein, ein Raum des Restaurants ist gänzlich für die

Partnersuche reserviert. Zehn kleine Tische, meiner wackelt. In keinem der folgenden Gespräche wird diese Tatsache unerwähnt bleiben. Meist mit einem „Ach Mensch, du Arme!“, ich glaube, das soll das Eis brechen. Es gibt ein Freigetränk pro Person – Sekt, Sekt-Orange, Orangensaft? Mein Gegenüber und ich schauen uns an, verstehen uns: Sekt. Auf jeden Fall! Gemeinsam nervös, das ist doch schon mal etwas, worüber man reden kann. Trotzdem ist das Klingeln eine wahre Erlösung. Erst nach ein paar Malen werde ich lockerer, stelle interessantere Fragen, scherze mutiger. Auf einmal ist es fast wie ein Spiel. Und noch einer! Es geht rasend schnell

ein bisschen was zu mir.“ Dreiminütige Zusammenfassung der bisherigen Karrierelaufbahn), die Schüchternen (eher schleppendes Gespräch über Spare Ribs), die Unkonventionellen. Ein paradiesvogelartiger Mathematiker (Notiz auf dem Zettel: „bunt“) geht ständig Daten. Als Sozialforschung. Er sagt: „Meine Lieblingsantwort auf die Frage ‚Was machst du in deiner Freizeit?‘ ist bisher: Saufen und im Internet surfen.“

Ich schlendere nach Hause und denke über gelungene und katastrophal gescheiterte Gespräche nach. Kann man flirten lernen? Es gibt zahlreiche Ratgeber und Coaches,

schenmenschlicher Kommunikation vorstelle. Kein einziges Mal geht es tatsächlich um das Gegenüber. Der Leser ist der „Top-Verkäufer“, der einen „Kunden“ (potentiellen Partner) akquirieren muss. „Kunden wissen oft, was sie wollen, aber nicht, was sie brauchen. Sie wollen deshalb auch geführt werden“, heißt es an einer Stelle. Oder: „Top-Verkäufer greifen oben an! Sie haben im Gegensatz zu vielen durchschnittlichen Verkäufern keine Angst davor, direkt die Entscheider anzusprechen.“ Die Entscheider, das sind die Attraktiven, die, so Löser, zu oft allein bleiben. Eine interessante These. Der Cartoon unter dem Text zeigt eine pummelige Frau mit Brille,

Ansprechen bereitet ihm keine Mühe. „Geh einfach rüber!“ rät er meinem Begleiter und zeigt auf einen Mädchentisch. Macht es vor und ist eine Minute später schon vollends integriert. Ich schöpfe Mut und lasse mich auf eine Schnick-Schnack-Schnuck-Partie mit meinem Nachbarn ein.

Wir ziehen weiter in die Destille. Meiner Begleitung wird von einer Dame beherzt auf den Hintern gehauen. Von so viel Einsatz ist er ganz verschreckt. Schnell ins Hörnchen. Der Schnick-Schnack-Schnuck-Spieler ist plötzlich auch wieder da. „Vielleicht treffen wir uns mal auf ein Hörnchen, also Croissant, also zum Frühstück?“ Das ist Situationskomik, davon kann man lernen. Es ist ein lustiger, wirklich schöner Abend. Die Liebe des Lebens ist nicht dabei, aber doch ein paar nette Bekanntschaften. Es ist erstaunlich, wie viele Leute man trifft, wenn man sich einmal darauf einlässt.

Ähnliches sagt auch Maren Stephan, Psychologin und Single-Beraterin aus Neuenheim, die ich am nächsten Tag anrufe, um mir eine professionelle Meinung einzuholen. Menschen treffen könne man eigentlich überall, auch im Supermarkt oder im Bus. Dies vermittele sie auch den Klienten, die das Gefühl hätten, niemanden kennenzulernen. Die häufigsten Probleme seien aber andere: „Frauen klagen oft darüber, sich immer in den Falschen zu verlieben oder kommen von alten Beziehungen nicht los“, erzählt sie. Viele Männer dagegen „schaffen es nicht, eine an Land zu ziehen.“ Die Beratung sei deshalb immer sehr individuell. „Manche brauchen Flirttipps, bei anderen muss man nach Gründen suchen, warum sie sich nicht von einer Person lösen können.“

Stephan besteht darauf, das nicht als Therapie zu verstehen, sondern als Hilfestellung: „Single sein ist ja keine Krankheit, im Gegenteil, häufig ist es sogar sehr gesund, besonders zwischen zwei Beziehungen.“

Ich frage Stephan, ob das Internet die Liebe verändert habe. Zum Guten, zum Schlechten? „Es ist eine Möglichkeit mehr, Menschen kennenzulernen“, erklärt sie. Wer Bindungsprobleme habe, so glaubt sie, finde jedoch auch dort niemanden, wohingegen beziehungsbereite Menschen diese Hilfe gar nicht unbedingt nötig hätten. „Ein Problem ist vielleicht, dass sich die Auswahl an potentiellen Partnern so enorm vergrößert hat, dass es vielen noch schwerer fällt, sich auf eine Person festzulegen. Man denkt immer, dass irgendwo

auf der Welt noch ein Besserer sein könnte.“

Grundsätzlich habe sich aber sehr wenig verändert: „Liebe und Partnerschaft

sind schon immer wichtige Themen gewesen, nur ist das Alleinsein nun endlich enttabuisiert.“

Ich lege auf und bin beruhigt. Es gibt Hoffnung, auch ohne Ölmagnaten. Ehrlich gesagt bin ich mehr als froh, nicht darauf warten zu müssen, dass mich jemand aus meinem Single-Dasein erlöst, sondern mich selbst auf die Suche begeben zu können. Denn das macht ja häufig auch ganz schön viel Spaß.



Foto: AVO

Forever alone?

Unsere Autorin ist single und gar nicht so unglücklich.

Doch könnte nicht alles viel schöner sein?

Ein Ausflug in die Welt des Datings

um, man verliert fast den Überblick. Zum Glück habe ich meinen Datingzettel, auf dem ich mir Notizen zu meinem Gegenüber machen kann. Auf der einen Seite ist ein Mann, auf der anderen eine Frau abgebildet, neben beiden stehen scheinbar nützliche Tipps für das jeweilige

Geschlecht. Keine Scheu vor Klischees! Verlangt beispielsweise die Frau nach der Beurteilung ihres Gewichts, sollten Männer diese Frage niemals beantworten. Weil Frauen ja grundsätzlich gleich in den ersten Minuten von einem gänzlich unbekannten Gesprächspartner wissen wollen, ob sie zu dick sind, oder?

Keinen der Teilnehmer habe ich schon einmal irgendwo gesehen – und das in Heidelberg, wo eine neue Bekanntschaft ja eigentlich selten eine richtig neue Bekanntschaft ist. Doch die meisten kommen nicht einmal aus der Stadt, sondern aus der umliegenden Gegend, einer ist gar aus Speyer angereist. Ein paar sind schon lange Single, andere haben sich erst kürzlich getrennt. Zwei haben ihre letzte längere Beziehung beim Speed-Dating kennengelernt. Es gibt die Routinierten („Also, ich sag erst mal

die das behaupten. Im Internet stoße ich auf einen „Flirtcoach“, der seine Dienste im Raum Heidelberg-Karlsruhe anbietet. Stundensatz: 65 Euro plus Spesen. Ich suche nach einer günstigeren Alternative. In der Universitätsbibliothek finde ich den Ratgeber „Single sucht Frosch. So verkaufen Sie sich richtig. 120 Tipps für den perfekten Flirt“ von Jens Löser. Der ist „Top-Redner“ und „einer der profiliertesten Experten für Vertrieb in Deutschland.“

Genauso klingt sein Buch: „Unter ‚Sozialakquise‘ verstehen wir das aktive Kennenlernen einer Frau oder eines Mannes, also eines potenziellen Partners.“ Ich bin das Produkt, das angepriesen werden muss. Denn, seien wir mal ehrlich, wo ist der Unterschied, ob ich Gebrauchtwagen oder mich verkaufe? Jens Löser sagt: Es gibt keinen. Denn: „Irgendwie sind wir in der Sozialakquise ja auch Gebrauchtmenschenverkäufer.“ Das ist tatsächlich sein Ernst. Nach den fünf Bausteinen auf dem Weg zum Erfolg (Einstellung, Strategie, Prozesse, Methoden, Verkaufsgesprächsführung) bin ich nicht vorbereitet, sondern wütend. Abgesehen, dass seine Flirttipps wenig hilfreich sind („Nicht langweilig sein!“), sind sie meilenweit von allem entfernt, was ich mir unter gelungener zwi-

die sich debil grinsend darüber freut, dass ihr der Hof gemacht wird, während die schlanke Dame mit wallender Mähne allein in der Ecke heult.

Die Rezensionen auf Amazon sind positiv. Wenn Partnersuche heute so funktioniert, bleibe ich lieber allein.

Doch nicht verzagen. Vielleicht sollte man es auf dem klassischen Weg versuchen. In einer Bar. Einfach jemanden ansprechen. Ein Abend in der Unteren. Der Plan: Blickkontakt, Flirtsprüche ausprobieren. Dieser Vorsatz scheitert kläglich. Auch nach fünf Gratissekt im „Mohren“, wo sich doch eigentlich alles nur darum dreht, jemanden kennen zu lernen, bringe ich es nicht über mich, lässig umherzuflirten. Dafür kann man Leute beobachten, die es besser können. Gleich zu Beginn begegnen wir einem jungen Mann, der seine Freundin vor fünf Jahren in der Halle getroffen hat. Sein Rat: „Es muss etwas Unvorhergesehenes passieren!“ Ein Freund habe ihn damals einfach in seine Zukünftige „reingeschubst“. Mir scheint das kein verlässlicher Erfolgsgarant zu sein, doch auch das

„Vielleicht treffen wir uns mal auf ein Hörnchen, also Croissant, also zum Frühstück?“

„Es gehört zur Uni dazu“

Fortsetzung von Seite 1: Das Writing Center am Anglistischen Seminar soll geschlossen werden. Doch warum ist sein Erhalt wichtig?

Seit sieben Jahren gibt es das Writing Resources Center (WRC) am Anglistischen Seminar. Gegründet hat es Sherry Föhr in Anlehnung an Beratungsangebote amerikanischer und englischer Universitäten wie Harvard, Yale oder Oxford. Die Idee dahinter ist individuelle Unterstützung beim Verfassen englischer Texte zu ermöglichen, um die sprachlichen Kompetenzen der Studierenden zu erweitern.

„Das Writing Resources Center, oder Writing Center, ist eine Einrichtung, zu der man kommen kann, um individuelle Hilfe mit dem Schreiben englischer Texte zu bekommen“ erklärt Föhr.

An amerikanischen Unis sind solche Einrichtungen so organisiert, dass studentische Hilfskräfte anderen Studierenden Rückmeldung zu ihren Arbeiten geben. „Das ist in englischer Sprache natürlich problematisch. Denn obwohl einige fortgeschrittene Studierende sehr gut Englisch sprechen, sind sie sich trotzdem noch unsicher mit den Kleinigkeiten. Solche Kleinigkeiten kann ich als Native-Speaker erkennen und verbessern“, erläutert Föhr, die schon als Schreibtutorin und Assistenzlektorin arbeitete, bevor sie an die Universität Heidelberg kam. Am Anglistischen Seminar in Heidelberg gründete sie



Mit dem Rotstift: Im WRC werden Texte korrigiert

Foto: flickr.com, Jenny Kaczorowski (CC BY-NC-SA 2.0)

Föhr. „Sie kommen dann mit Fragen zu Texten und wir nutzen diese 20 Minuten, um das zu besprechen, was die Studierenden besprechen wollen.“ Die Hilfestellung ist vielfältig und reicht über die Frage der Herangehensweise an eine Arbeit, über die Formulierung von Thesen und sinnvollen Argumentationsketten, bis zur korrekten Zitation von Quellen und der Korrektur von sich wiederholenden Grammatikfehlern.

Prinzipiell können Studierende mit jedem englischen Text zum WRC kommen, Hausarbeiten und Bewerbungsunterlagen seien aber die beiden Texttypen, die am häufigsten wären, erläutert Föhr. Doch nicht nur Studierende, sondern auch Doktoranden und Nachwuchswissenschaftler nutzten das Writing Center, um sich Rückmeldung zu englischen wissen-

schaftlichen Artikeln zu holen, die sie in Fachzeitschriften veröffentlichen wollen. Die individuelle Einzelbetreuung steht bei im Vordergrund.

Diese Betreuung haben seit der Gründung etwa 7300 Studierende in Anspruch genommen. Viele kommen gerade in den Semesterferien täglich, um sich Rückmeldung für ihre Hausarbeit zu holen. „Bis März war ich immer ausgebucht“, sagt Sherry Föhr. „Ich finde es wichtig, dass das Writing Center weiterläuft, weil der Bedarf einfach so hoch ist.“ Doch trotz des hohen Bedarfs auch unter Studierenden anderer Fakultäten hat sich in den letzten Monaten keine neue Finanzierungslösung ergeben.

Stefan Jansen von der Fachschaft Anglistik würde wie viele andere Studierende das Writing Center an der Uni vermissen: „Wir finden, dass das WRC etwas ist, das es an einer international

„Es ist wichtig, dass das WRC weiterläuft, weil der Bedarf so hoch ist“

national ausgerichteten und auch Exzellenzuni auf jeden Fall geben sollte.“

Auch die Gründerin Sherry Föhr ist der Meinung, dass das Writing Resources Center an die Universität gehört: „Gerade solche Angebote gehören zu dem Erlebnis an einer Uni dazu.“ (leh)

Kommentar

Rettung nötig

Die bevorstehende Schließung des Writing Resources Center (WRC) ist symptomatisch für die Frage, welche Angebote nach der Umverteilung der Qualitätssicherungsmittel (QSM) weiter finanziert werden und welche nicht. Nach zahlreichen Kürzungen bei Bibliotheksöffnungszeiten fällt mit der Schließung des WRC ein weiteres Angebot für Studierende weg. Durch die neuen QSM-Regelung wurde Geld aus den Fächern abgezogen und in den Zentralhaushalt der Uni überführt. Die Folge: Die Gelder sind nun nicht mehr zwingend an Studium und Lehre gebunden. Dementsprechend wurde ein großer Teil dazu verwendet, ein Haushaltsloch bei den Bau- und Energiekosten zu stopfen. Dieses Geld fehlt nun in den Fächern. Ganz besonders Geisteswissenschaften wie die Anglistik sind davon betroffen.

Denn sie können den Verlust, anders als viele Naturwissenschaften, kaum durch Drittmittel ausgleichen. Für die weitere Finanzierung von Angeboten wie dem WRC ist die Anglistik deshalb auf die Universität angewiesen. Doch diese zeigt bisher wenig Bereitschaft, der Anglistik zu helfen. Dabei sollte für eine Exzellenzuniversität, die in den letzten Jahren eine immer stärkere Internationalisierung anstrebt, das Weiterführen eines solchen Angebots selbstverständlich sein.

VON ESTHER LEHNARDT

ANZEIGE

• JETZT 3X KOSTENLOS TESTEN* •

FÜR DICH IN HEIDELBERG

EPPELHEIMER STR. 21
Tel.: 0 62 21 - 16 26 00

SPEYERER STR. 4+6
Tel.: 0 62 21 - 65 19 20

KURPFALZRING 120
Tel.: 0 62 21 - 73 91 10

WWW.VENICEBEACH-FITNESS.DE

*Dieser Gutschein kann nur von Personen ab 18 Jahren genutzt werden und ist pro Person dreimal innerhalb einer Woche gültig. Er ist keine Garantie für eine Mitgliedschaft! Eine Barauszahlung oder Verrechnung ist nicht möglich! Gültig bis 31.12.2016

Die Kantianerin

Seit 28 Jahren ist Kirsten-Heike Pistel in der Hochschulpolitik aktiv. Ihren Idealismus hat sie dabei nicht verloren. Ein Porträt

VON MICHAEL GRAUPNER

Es ist der erste Besuch eines Hochschullektors im Heidelberger Studierendenrat und Kirsten-Heike Pistel klebt Umschläge. Die Fachschaften sollen doch bitte die alten Briefumschläge wiederverwenden, steht auf den Klebezetteln. Nebenbei kommentiert sie die Aussagen Bernhard Eitels und sucht Blickkontakt zu ihren Sitznachbarn. Kirsten spricht leise und schnell; dass sie mit dem Gesagten nicht einverstanden ist, merkt man nur an ihrem leicht verächtlichen Lächeln. Es bleibt einem nichts anderes übrig, als zurückzuschmunzeln und ihr zu zunicken. Noch mit dem Kopf schüttelnd nimmt Kirsten da schon wieder einen nächsten Briefumschlag und setzt den Klebestift an.

Kirsten-Heike Pistel ist seit mehr als einem Vierteljahrhundert in der Heidelberger Hochschulpolitik aktiv. Fünf Rektoren hat sie überlebt, sie war Zeugin der Bologna-Reform und gestaltete die Wiedereinführung der Verfassten Studierendenschaft mit. Jeder, der einmal die Räumlichkeiten des StuRa in der Albert-Ueberle-Straße betreten hat, ist ihr begegnet, hat mit Kirsten ein Wort gewechselt und sich vielleicht gefragt, was diese Frau hier eigentlich tut.

Entspannt sitzt sie in der Küche des StuRa-Büros, hält eine Tasse Schwarztee mit beiden Händen fest, in nur unregelmäßigen Abständen nippt sie daran. „Irgendwann nach Tschernobyl“ habe sie mit dem Studium begonnen, sagt sie zu Beginn. Kurze Pause. „Nein, es muss im Wintersemester 1988 gewesen sein. Ich merke mir so etwas nicht so genau.“ Vor 28 Jahren also, ein Jahr vor dem Fall der Berliner Mauer und ein Jahr nach Gründung der Heidelberger Studentenzeitung *ruprecht*. Die Welt ist seither eine andere geworden, Kirsten aber ist eine ewige Konstante. Ihre Kleidung ist es auch: An ihr dunkel grünes Sweatshirt schließt sich eine tieftrote Jogginghose an. Ihre schwarzen langen Haare hat sie zu einem Zopf geflochten. Als wir kurz draußen spazieren, wickelt sie sich einen



„Es muss immer um die Sache gehen“ – Kirsten-Heike Pistel, Studentin aus Heidelberg

roten Schal um den Kopf. Manchmal sieht Kirsten so aus, als würde sie gleich Pilze sammeln gehen.

Ihre Studienkarriere gestaltete sich wechselhaft: Angefangen hat sie mit einem Magisterstudium Romanistik, Philosophie und Germanistik. Nach zwei Wochen stieg sie auf Lehramt um, konzentrierte sich auf Germanistik, zwischendrin kehrte sie zur Romanistik zurück. Dann ein bisschen Mathe, Geschichte, Latein, Erziehungswissenschaft und Theologie. „Ich habe irgendwann aufgehört mitzuzählen“, sagt sie. Einen Abschluss hat sie in Germanistik, Ethik, Philosophie und Erziehungswissenschaft. Seit einigen Jahren unterrichtet sie Deutsch am Abendgymnasium, zudem gibt sie Sprachkurse für Flüchtlinge. Aktuell ist sie für Erziehungswissenschaft eingeschrieben, als Promotionsstudentin im 11. Semester.

Bereits im Winter 1988 besuchte Kirsten die Fachschaften Romanistik und Germanistik. Ihr erstes Projekt: Die Uni untersagte den Fachschaften die Ausrichtung von Erst-Einführungen. Sie fürchtete, dass daraus eine „politische Zelle“ entstehen könnte, erinnert sie sich. „Dann hast du dich zehn Semester dafür eingesetzt und irgendwann hat es funktioniert. Das sind die Erfolge, die man hat.“ Die ideologischen Gra-

benkämpfe der Siebzigerjahre zwischen Uni und Teilen der Studentenschaft waren da zwar schon längst vorbei, ihre Nachwehen spürte man aber noch knapp zwanzig Jahre danach: Ernstgenommen wurden die Studentenvertreter in den Hochschulgremien von den Professoren nicht. Zudem war die Verfasste Studierendenschaft 1977 in Baden-Württemberg abgeschafft worden, an einer gemeinsamen Vertretung aller Studenten fehlte es.

Versuche, auf inoffiziellen Wege eine gemeinsame studentische Repräsentation herbeizuführen, scheiterten. Erst die Fachschaftskonferenz (FSK) schaffte es Anfang der Neunziger, die Interessen der Fachschaften und Hochschulgruppen zu bündeln. Kurz nach ihrer Entstehung schloss sich Kirsten der FSK an. Gleich bei der ersten Wahl für den Senat schaffte als Nachrückerin den Einzug in das höchste Gremium der Universität, in dem alle ihre Mitgliedsgruppen vertreten sind. Seither ist sie Mitglied in vielen Uni- und Fakultätsgremien gewesen, ist dazu seit Jahren Mitglied der Gewerkschaft für Erziehung und Wissenschaft (GEW). Den Schlüssel für das Zentrale Fachschafts-Büro, erzählt sie, habe sie von Theresia Bauer übernommen, der heutigen baden-württembergischen Wissenschaftsministerin.

Harald Nikolaus lernte Kirsten irgendwann im Jahre 1994 in den Räumen der FSK kennen. Er war damals ein Redakteur des *ruprecht* und Kirsten schon mehrere Jahre in der Hochschulpolitik aktiv. Kurz danach wurden sie ein Paar. „Kirsten wusste damals schon über alles Bescheid, was hochschulpolitisch passierte.“ Zunächst hatte sie sich noch selbst das Wissen aneignen müssen, irgendwann seien die Menschen dann aber von allein zu ihr gekommen und sie mit Informationen aus den Fächern versorgt, so Harald: „Besonders die Detailarbeit macht ihr Spaß.“

Was treibt jemanden an, der nach eigener Aussage regelmäßig Fachschaften besucht, „alle Prüfungsordnungen“ liest und das Mitteilungsblatt des Rektors als „interessante Lektüre“ bezeichnet? Harald hat eine einfache Erklärung: Sie möchte, dass es jeder Studentengeneration besser geht als der vorherigen. Kirsten selbst nennt es „Kantianismus“. „Es ist die vage Hoffnung, mit Engagement irgendetwas zu erreichen, irgendetwas besser zu machen“, sagt sie. Ihren Idealismus hat sie sich bis heute erhalten. Dass der in den vergangenen Jahrzehnten in den Mühlen der Heidelberger Hochschulpolitik zerrieben wurde, gibt sie allerdings auch zu:

„Anfangs dachte ich, wenn du die besseren Argumente hast, geben dir die Profs vielleicht doch recht. Irgendwann habe ich gemerkt, dass viele einem nicht die Wahrheit sagen.“ Diese Auseinandersetzungen haben bei ihr Spuren hinterlassen: Augenringe verstecken sich hinter ihrer Brille, in ihrem Haar strahlt die ein oder andere graue Strähne hervor.

Eine „Genugtuung“ und eine „Errungenschaft“ sei es für sie gewesen als vor drei Jahren die Verfasste Studierendenschaft in Heidelberg wieder eingeführt wurde. Mit damals 45 Jahren übernahm Kirsten den Altersvorsitz des StuRa und ließ sich anschließend in die Sitzungsleitung wählen. Bis heute ist sie im Referat für die Konstitution der Verfassten Studierendenschaft und Gremienkoordination tätig und hilft nach wie vor beim Aufbau der Strukturen mit. Georg Wolff, 2013 als erster StuRa-Vorsitzender gewählt, arbeitet seit drei Jahren mit ihr zusammen. Als „verlässlich“ habe er sie in dieser Zeit erlebt, als große Hilfe in der alltäglichen Arbeit, aber auch als jemanden, der ganz klare Ansichten habe, wie Sachen ablaufen müssen. „Grundsätzlich ist ihr strategisches Konzept eher maximale Prinzipientreue, auch wenn man dann mal gar nichts erreicht, aber zu den richtigen Positionen gestanden ist“, so Georg. Offensiv vertrete sie diese dann, das führe dazu,

dass sie polarisiere, andere sie als „sturköpfig“ empfinden, gar in tiefer Abneigung zu ihr stehen. Dabei widerstrebt es ihr, sich in den Mittelpunkt zu stellen. Für Kirsten zählt einzig die Sacharbeit. Doch mit ihrem schier unerschöpflichen Wissen und ihrer Omnipräsenz kann sie Menschen manchmal überfordern. Das wasserfallartige Runterbeten von Prüfungs- und Wahlordnungen, von Fachschaftssatzungen oder Baumängeln im StuRa-Büro kann einen sprachlos machen.

Wie ist das für sie mit Personen zusammenzuarbeiten, die deutlich jünger sind als sie selbst, von denen sie gut und gerne die Mutter sein könnte? Kurz muss sie nachdenken, einen Schluck nehmen. Nein, es bedeute ihr nicht so viel. Vielmehr sei es eine „schöne Bereicherung“, wenn Leute Ideen einbringen, auf die sie vor 25 Jahren schon hätte kommen müssen. Letztlich seien es aber auch nur Leute, die sich eben engagieren. „Es muss immer um die Sache gehen.“

Das sei bei der heutigen Studentengeneration manchmal schon schwieriger. Das „politische Denken“ sei weniger gefordert. „Die strukturellen Voraussetzungen des Studiums werden nicht mehr hinterfragt“, vieles heute als selbstverständlich wahrgenommen. Zu Beginn ihres Studiums sei das noch anders gewesen: „Da hat man einen Habermas-

Aufsatz gelesen und damit dann Politik gemacht.“

Wäre es da nicht Zeit abzutreten? Sie mache schon

weniger, behauptet Kirsten. Aktuell kümmere sie sich vor allem um die StuRa-Bibliothek, um Gremienschlüsse und Arbeitsabläufe. „Ich hoffe, dass es irgendwann einfach ausläuft und keiner merkt, dass ich weg bin.“ Vielleicht wäre jetzt der richtige Zeitpunkt? Die StuRa-Strukturen verfestigen sich langsam, und vor zwei Wochen hat sie ihre Doktorarbeit in Bildungswissenschaften verteidigt, Thema: der Zusammenhang zwischen der Erbsünde und dem Bildungsbegriff im Mittelalter. Aber nein, wiegelt sie ab, sie habe schon ein nächstes Ziel: vielleicht den Abschluss ihres Theologiestudiums.

Hochschule in Kürze



Foto: flickr.com/Marco Facet (CC BY-NC-ND 2.0)

Mehr BAföG

Mit Beginn des neuen Semesters werden die BAföG-Sätze erhöht. Der Maximalsatz steigt damit um 9,7 Prozent von derzeit 670 auf 735 Euro monatlich. Etwas geringer fallen die Erhöhungen der Einkommensfreibeträge mit 7 Prozent aus. Laut dem Bundesbildungsministerium wächst somit auch der Kreis potenzieller BAföG-Empfänger um rund 110 000 Studierende und Schüler. „Diese Reform bedeutet für Schüler und Studierende deutlich spürbare Verbesserungen, wir werden das BAföG an ihre Lebens- und Ausbildungswirklichkeit anpassen“, so die Bildungsministerin Johanna Wanka. Um die Beantragung des Stipendiums zu erleichtern, müssen die Länder bis zum 1. August elektronische Anträge ermöglichen. Auf Dauer sollen bundesweite Online-Formulare zur Verfügung gestellt werden.

Exzellenzinitiative fortgeführt

Bund und Länder haben im Juni neue Förderprogramme für Universitäten beschlossen. Die Exzellenzinitiative wird mit 533 Millionen Euro jährlich weitergeführt, um „universitäre Spitzenforschung“ zu fördern. Unis und Forschungsverbünde werden zunächst sieben Jahre lang gefördert. Nach einer erfolgreichen Evaluation steht eine Verlängerung der Zahlungen in Aussicht. Laut der Bremer Wissenschaftssenatorin Eva Quante-Brandt „erhält die Spitzenforschung durch die Exzellenzstrategie Stabilität und Dynamik“. Außerdem soll mit 1000 zusätzlichen Tenure-Track-Professuren eine bessere Planbarkeit für Nachwuchswissenschaftler geschaffen werden. Mit der Initiative „Innovative Hochschule“ werden schließlich kleine Universitäten und Fachhochschulen mit weiteren 550 Millionen Euro über zehn Jahre gefördert.

Wahl ungültig

Die Wahl zum Fachschaftsrat des Instituts für Europäische Kunstgeschichte (IEK) muss wegen formalen Fehlern wiederholt werden. Dies beschloss die Schlichtungskommission des Studierendenrates, welche die ordnungsgemäße Umsetzung aller Wahlen prüft, die von der Verfassten Studierendenschaft organisiert werden.

Bemängelt wurden grobe Unregelmäßigkeiten im Auszählungsprotokoll, die Beaufsichtigung der Wahl durch Kandidierende sowie nicht zuzuordnende Unterschriften. Auch wurden ausgezählte Stimmzettel durchgestrichen, wodurch eine nachträgliche Identifizierung bewusst ungültig gemacht. Stimmen nicht mehr möglich war. Die Wahlwiederholung ist für Ende des laufenden Kalenderjahres geplant. Die Fachschaft des Instituts für Europäische Kunstgeschichte war auf Anfrage nicht für eine Stellungnahme zu erreichen.

(jkb)



Foto: sko

„Jetzt schwitze ich aber doch“ Impressionen des Rektor-Besuchs im StuRa

Es sei die „54. Sitzung“ des StuRa und erstmals habe man den Rektor zu Gast, bemerkt Sitzungsleiter Simon Steiger mit einer kleinen Spitze, als er Bernhard Eitel begrüßt. Der Rektor ist leicht angespannt. Das Sakko hat er gleich zu Beginn ausgezogen, ein bisschen suchend schaut er in den fast vollen Hörsaal. Die meisten der StuRa-Mitglieder sind pünktlich, eine Rarität. Es braucht nicht lange, bis Eitel in Fahrt ist. Es geht um Räume und deren Vergabe. Der Rektor gestikuliert, zeigt irgendwo in die Ferne, malt imaginäre Rechtecke, sagt ein paar Eitel-Sätze („Sie müssen immer das Konstrukt Universität sehen“) und schaut manchmal etwas fragend

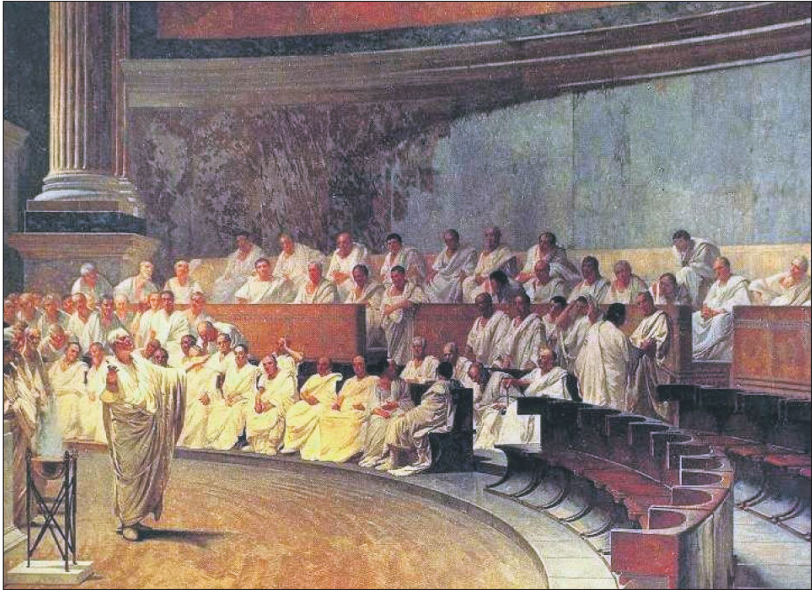
zu Marietta Fuhrmann-Koch, seiner Pressesprecherin. Ihr Nicken scheint ihn zu beruhigen, sie weiß wie gerne sich ihr Chef um Kopf und Kragen redet. Einmal muss sie ihm widersprechen („Wir unterstützen Sie schon!“), ansonsten verhält er sich ruhig. Das liegt auch an den braven Fragen der Studenten, eine richtige Diskussion kommt nicht wirklich auf. „Gut, jetzt schwitze ich aber doch“, sagt er etwas erleichtert nach der Beantwortung der letzten Frage. „Liegt am Raum“ entgegenen die Studenten. Eitel schmunzelt, bedankt sich für einige „Anregungen“ aus der „Diskussion“ und verspricht ein Wiederkommen. Applaus. (mgr)

Mitreden, aber nicht mitentscheiden

Studierendenvertreter gestalten den neuen Lehramtsmaster mit. Bisher war das Modell erfolgreich. Doch vielen geht die Beteiligung nicht weit genug

Mit der Lehramtsreform steht die Universität derzeit vor der Aufgabe, eine neue Art Masterstudiengang aus dem Boden stampfen zu müssen. Seit Ende April sitzen auch zwei Vertreter des Studierendenrats (StuRa) in der Arbeitsgruppe „Master of Education“ und arbeiten an der Gestaltung der neuen Studiengänge mit. „Bisher ging es vor allem um die Rahmenstruktur, also darum, wie die Module und Leistungspunkte in den Fächern angeordnet werden können“, erklärt Heiko Depping, einer der beiden Vertreter. Er und seine Kollegin Henrike Arnold treten dabei für Positionen ein, die zuvor der Arbeitskreis Lehramt des StuRa erarbeitet hat und die dann vom StuRa offiziell beschlossen wurden.

Mit der Zusammenarbeit sind sie im Allgemeinen zufrieden. „Die Arbeitsatmosphäre ist gut, wir freuen uns, dass unsere Meinung und auch Kritik wahrgenommen wird“, sagt Heiko. Im Vergleich zur Steuerungsgruppe für die neuen Bachelor-Studiengänge mit Lehramtsoption, die bereits im vergangenen Wintersemester angelaufen sind, bekomme man außerdem



Wie im alten Rom: die wichtigen Entscheidungen trifft der Senat

schneller alle benötigten Informationen und Unterlagen. Auch von Seiten des Rektorats sieht man die Einbindung der Studierendenvertreter sehr positiv: „Die Ideen, Hinweise und die Erfahrungen der Studierenden sind für uns unerlässlich und wertvoll“, bestätigt Beatrix Busse, Prorektorin für Studium und Lehre. Es könnte

also alles reibungslos funktionieren, bis der Lehramtsmaster Anfang 2017 fertig geplant ist – doch von Seiten des AK Lehramt ist auch deutliche Kritik an der Einbindung der Studierenden zu hören. Denn zunächst seien die Studierenden nur inoffiziell gefragt worden, ob sie in der Master-Arbeitsgruppe mitmachen wollten – ohne offiziell den StuRa darum zu bitten, gewählte Vertreter zu entsenden. „Wir mussten erst darauf drängen, dass offiziell angefragt wurde, damit wir legitimiert werden konnten“, erklärt Heiko. „Da das Ganze recht kurzfristig passierte, konnten wir auch erst mit Verspätung mitarbeiten. Wir hoffen, dass es in Zukunft selbstverständlicher wird, den StuRa anzuerkennen und zu berücksichtigen.“ Darüber hinaus müsse gerade auf Fachebene viel für die neuen Stu-

diengänge getan werden, wobei die studentische Beteiligung aber unterschiedlich stark sei. Dem widerspricht jedoch Busse: „Wir haben in den Fächern Arbeitsgruppen zur Reform der Lehrerbildung eingerichtet, denen immer auch Vertreterinnen und Vertreter aus den Fachschaften angehören.“

Auf einer grundsätzlicheren Ebene bemängelt man beim AK Lehramt, dass die aktive, inhaltliche Mitarbeit von Studierenden kaum in Gremien stattfindet, die tatsächlich etwas beschließen können. So einigt sich zwar die Master-Arbeitsgruppe auf gemeinsame Vorschläge, doch bestätigen muss diese der Senat, in dem die Studierenden nur vier von 39 Sitzen haben. Gleiches galt zuvor auch für die Steuerungsgruppe des Bachelors mit Lehramtsoption. Busse hingegen betont, dass Studierende durchaus stark eingebunden seien, auch in der Studiengangsentwicklung: „Das ist unter anderem in den Fächern selbst garantiert sowie auch durch zahlreiche Strukturen in unserem Qualitätssicherungssystem „heiQUALITY“.

So ist beispielsweise die AG Qualitätsmanagement in Studium und Lehre fach- und statusgruppenübergreifend besetzt

und die Studierenden sind eindrucksvoll im Pool der Senatsbeauftragten für Qualitätsentwicklung vertreten.“ In diesem Pool sind tatsächlich 22 der insgesamt 68 Mitglieder Studierende – vorschlagen können sie jedoch nur die Univerwaltung und der Senat, nicht jedoch der StuRa. Die Wahl dieses Pools geschieht wiederum im Senat mit nur sehr geringem studentischem Einfluss. Dass Studierende

also an vielen Punkten in Zusammenarbeit mit dem Rektorat mitreden können, streitet auch beim AK Lehramt niemand ab. „Das Gehörtwerden der Studierenden ist uns aber noch zu informell, nicht genug institutionalisiert“, bemängelt Kirsten-Heike Pistel, neben dem AK Lehramt auch als StuRa-Referentin für Gremienkoordination aktiv.

In der Entwicklung des neuen Lehramtsmasters bleibt währenddessen noch ein spannungsreicher Punkt übrig: Die Frage, ob und wie die Studiengänge zulassungsbeschränkt oder mit Assessments ausgestattet werden. „Grundsätzlich sind wir gegen eine Lehrerauswahl nach rein fachwissenschaftlichen Noten“, erklärt Heiko. „Das wird demnächst groß diskutiert werden.“ Es bleiben also noch zahlreiche Baustellen – nicht nur beim Lehramtsmaster, sondern auch bei der Frage, wie viel Studierende an der Uni Heidelberg mitreden oder gar mitentscheiden dürfen. (sko)

Verallgemeinernd

Leserbrief zu „Semper Apertus?“ aus Ausgabe 161

In dem Artikel zum Hochschulzugang von Geflüchteten waren einige Verallgemeinerungen und Fehler enthalten, die wir richtigstellen wollen. Es ist uns sehr wichtig, deutlich zu machen, dass ihnen keineswegs pauschal Leistungen „zufallen“. Meist sind aufwändige Anträge notwendig, die dann Einzelfallprüfungen unterzogen werden. Es besteht für Geflüchtete kein allgemeingültiger Anspruch auf Leistungen wie BAföG, eine Unterstützung im Rahmen der Freitische des Studierendenwerks, bei der Kautions für einen Wohnheimsplatz oder erlassene Gasthörergebühren.

Essentiell ist auch, dass nicht nur anerkannte Geflüchtete ein Studium aufnehmen können. Die Aufnahme eines Studiums ist theoretisch unabhängig vom rechtlichen Status möglich (Geflüchtete können sich wie andere internationale Studieninteressierte bewerben), auch wenn die Ausländerbehörde dies faktisch verwehren kann.

Bezüglich der Hilfsangebote der Fakultäten wurden offensichtlich die Informationen der Uni-Website für „Flüchtlingshilfe“ übernommen, ohne diese zu überprüfen. So finden beispielsweise die vom Institut für Deutsch als Fremdsprache angebotenen Sprachkurse nicht mehr statt. Auch die weiteren aufgelisteten Angebote befinden sich derzeit leider noch immer im Aufbau, Kontaktinformationen sind nicht verfügbar und die Angebote damit für Geflüchtete nicht zugänglich.

Initiative „Offene Uni Heidelberg“

Unsere Adresse für eure Meinung: post@ruprecht.de. Leserbriefe spiegeln nicht die Meinung der Redaktion wider. Wir behalten uns vor, Einsendungen zu kürzen.

Lehramtsreform

Mit der Umstellung von Staatsexamen auf Bachelor und Master wird das gesamte Lehramtsstudium in Baden-Württemberg neu aufgebaut. Bereits zum Wintersemester 2015/2016 ist der Bachelor gestartet. Dabei studiert man einen „polyvalenten“ 50/50-Fachbachelor und kann in den Übergreifenden Kompetenzen eine „Lehramtsoption“ mit entsprechenden Lehrveranstaltungen und zwei kurzen Praktika wählen. Die meisten fachdidaktischen und bildungswissenschaftlichen Veran-

staltungen sowie das Schulpraxissemester folgen dann erst im „Master of Education“, der zum ersten Mal im Wintersemester 2017/18 angeboten werden soll. In Heidelberg geht mit der Reform auch eine stärkere Zusammenarbeit zwischen Universität und Pädagogischer Hochschule einher – so sollen Veranstaltungen für Studierende beider Hochschulen angeboten und ein Wechsel vom Bachelor zum Master zwischen Universität und PH ermöglicht werden. (sko)

„Unsere Meinung und Kritik wird wahrgenommen“

Wahlbeteiligung verdoppelt

An der Pädagogischen Hochschule wurde zum vierten Mal das Studierendenparlament gewählt. Die hohe Wahlbeteiligung stimmt das Parlament optimistisch

Die Studierenden der Pädagogischen Hochschule (PH) haben Anfang Juli ihre Vertretung in den drei wichtigsten hochschulpolitischen Gremien gewählt: im Studierendenparlament (StuPa), dem Senat und den Fakultätsräten. Die Ergebnisse der StuPa-Wahl stehen seit Mitte Juli fest, für Senat und die drei Fakultätsräte wurden sie bis Redaktionsschluss noch nicht veröffentlicht. Die Wahlbeteiligung lag mit 18,6 Prozent auf Rekordhöhe.

Im Gegensatz zu den Gremien der Universität sind die Kandidaten an der PH nicht in Listen oder politischen Hochschulgruppen organisiert. Alle Nominierten traten individuell an und informierten per Steckbrief über ihre Ziele und Person. Ein Drittel der 15 Wahlsieger waren bereits Teil des Parlaments. Im kommenden Oktober wird sich das StuPa, welchem zusätzlich auch die sechs Senatsvertreter angehören, neu konstituieren.

Die Organisatoren der Wahl zeigten sich zufrieden. Die Wahlbeteiligung liegt doppelt so hoch wie im Vorjahr und etwa drei Prozentpunkte über der des Studierendenrats der Universität. Eine größere Resonanz sei laut Jannik Roos, aktuellem Politikreferent und auch künftigem Mitglied, bereits bei der Kandidatensuche zu bemerken

gewesen. „Die letzten Jahre hatten wir immer gerade genug Kandidatinnen für die Sitze“, so Roos. Dieses Jahr sei es bei einem Verhältnis von 24 Kandidaten zu 15 Sitzen zum ersten Mal eine „echte Wahl“ gewesen.

Die Gründe für den Erfolg sehen die Organisatoren vor allem in zahlreichen Veranstaltungen, in denen über die Wahl informiert und um Kandidaten geworben wurde. Weiter dazu beigetragen habe außerdem, dass die Stimmen in diesem Jahr sowohl in der alten als auch der neuen PH abgegeben werden konnten. „Wir freuen uns natürlich sehr über die Wahlbeteiligung“, sagt Roos. „Aber sie soll trotzdem nur ein erster Schritt sein.“ Man wolle die Studierenden auch außerhalb der Wahlen für Hochschulpolitik begeistern.

Das Studierendenparlament trifft sich regelmäßig mit dem Rektorat und hat das Recht, Anträge an den Senat zu stellen. Außerdem vergibt es einen Teil der Qualitätssicherungsmittel und verfügt über ein eigenes Budget – im aktuellen Haushalt sind dies 247 600 Euro. Damit unterstützen sie unter anderem den Hochschulsport der PH und das Zeltfestival. Für Anträge weiterer studentischer Initiativen sind 26 000 Euro reserviert. (hnb)



Wahlergebnis

Bei den Wahlen zum Studierendenparlament an der PH waren insgesamt 4332 Studierende aufgerufen, ihre Stimme anzugeben. Die Wahlbeteiligung lag bei 18,6 Prozent. Künftig sitzen folgende 15 Studierende im StuPa der PH:

Name	Stimmen	Name	Stimmen
Jannik Roos	478	Julia Gängler	290
Deborah Trede	393	Hannah Hafemann	274
Torsten Krämer	384	Ann-Kristin Hein	244
Joris Serwe	378	Philipp Neureither	236
Anne Sack	349	Mirjam Lang	223
Adrian Lakomy	349	Aron Khanfour	213
Mohini Fitz	303	Magdalena Neumann	212
Anne Schliephake	294		



Picknick statt Palmen

Wenn am Ende des Geldes noch zu viel Sommer ist, gilt es, sich die warmen Tage in Heidelberg zu verschönern. Rezepte für den Urlaub auf Balkonen

Eisgekühlt

Auf der Hauptstraße ist immer ein Eiscafé in Sichtweite. Aber nicht nur in der Altstadt lässt sich das Leben versüßen. Wem es nahe des Domizils nach Eis verlangt, kann ebenfalls fündig werden. Ein unvollständiger Überblick:

Eis Dolomiti
Rohrbach
Rathausstraße
Preis pro Kugel: 1,00€
Preis Spaghetti-Eis: 4,80€

Bio-Eismanufaktur
Weststadt
Kleinschmidtstraße
Preis pro Kugel 1,60€
Eisschokolade 4,50€

Capri
Neuenheim
Brückenstraße
Preis pro Kugel 1,20€
Preis Spaghetti-Eis: 5,50€
(hlp, hnb, kap)



Klassiker: Stracciatella und Schoko

Kühles Nass

Aufgrund der Wasserqualität rät die Stadt Heidelberg vom Baden im Neckar ab. Bei den vielen Rudern, Kanuten und Ausflugsdampfern empfiehlt es sich, am Ufer zu bleiben und es beim Füße kühlen zu belassen. Hier ein paar Alternativen:

Tiergartenbad
Neuenheimer Feld
Geöffnet: 9–21 Uhr
Eintritt: 2,50€/4,00€

Thermalbad
Bergheim
Geöffnet: 8–21 Uhr
Eintritt: 3,40€/5,00€

St. Leoner See
St. Leon-Rot
zu erreichen mit Bus 720
Eintritt zum See: 2,50€
Drei Runden Wasserski: 6,00€

Preise jeweils für Studierende unter 25 / Erwachsene ohne Ermäßigung (hlp)



Scharfer Kichererbsen-Couscous-Salat

250g Instant-Couscous
1 Dose Kichererbsen
2 Paprika
500g Champignons
1 kleine Zwiebel
1 Knoblauchzehe
1 cm Ingwer
1 kleine rote Chilischote
1 TL Gemüsebrühe
1 TL Kurkuma oder Currypulver
½ TL Garam Masala (Gewürzmischung)
1 Limette
Öl
Salz und Pfeffer

Die Paprika waschen, entkernen und würfeln. Champignons waschen und in Scheiben schneiden. Die Schale von den Zwiebeln, dem Knoblauch und Ingwer entfernen.

Knoblauch durch eine Knoblauchpresse drücken. Zwiebeln und Ingwer fein würfeln. Chilischote waschen, entkernen und in sehr feine Streifen schneiden. Den Couscous nach Packungsanweisung zubereiten und Gemüsebrühe und Kurkuma ins Kochwasser geben.

Zwiebeln, Knoblauch und Ingwer in einer Pfanne andünsten. Couscous und Kichererbsen, Paprika, Champignons und Chili dazu geben.

Kurz anbraten und würzen. Mit Limettensaft beträufeln.



Käseschnecken

150g Butter
250g Mehl
1 Ei
2 EL Wasser
150g geriebener Käse

Butter, Mehl, Ei und Wasser zu einem Teig verkneten. Diesen für 15 Minuten in Frischhaltefolie im Kühlschrank lagern. Währenddessen ein Backblech mit Backpapier auslegen und den Ofen vorheizen. Arbeitsfläche mit Mehl bestäuben und den Teig zu einem Rechteck ausrollen.

Großzügig mit Käse bestreuen. Den Teig eng aufrollen, sodass sich Teig und Käse verbinden. Etwa zwei Zentimeter dicke Scheiben von der Rolle abschneiden und auf das Blech legen. Bei 175°C für etwa 25 Minuten backen.

Einfacher Eistee

1 L Wasser
3 Teebeutel English Breakfast Tea oder Ostfriesentee
200 ml Orangensaft
Etwa 4 EL Zucker

Wasser zum Kochen bringen. Die Teebeutel dazu geben und etwa 20 Minuten lang ziehen lassen. Den Orangensaft hineingeben und nach Geschmack zuckern. Abkühlen lassen und mit Eiswürfeln servieren.



Erdbeercrunch im Glas

Pro Portion
1 leeres Glas mit Schraubverschluss
2 EL Hafer-Crunch-Müsli
3 EL Quark
4 Erdbeeren

Als Glas eignet sich ein leeres ausgewaschenes Marmeladenglas.

Die Erdbeeren waschen, Strunk und Blätter entfernen. Je nach Größe vierteln oder halbieren. Zuerst die Hafer-Crunchies in das Glas füllen und darüber den Quark schichten. Die Erdbeeren darüber stapeln.

So lange wie möglich im Kühlschrank aufbewahren.



Erdbeerlimonade

300g Erdbeeren
Saft von zwei Orangen
Saft einer Zitrone
5 EL Zucker
1 L Wasser

Die Orangen und die Zitrone auspressen. Die Erdbeeren waschen, entstielen und vierteln. Alles mit Wasser in einem Topf geben und zum Kochen bringen. Die Früchte lange im Wasser köcheln lassen, bis die Erdbeeren einen Großteil ihrer Farbe verloren haben. Die Erdbeeren absieben und Zucker in die Limonade geben. Umrühren und abkühlen lassen.



Guacamole

3 reife Avocados
1 Tomate
1 Knoblauchzehe
1 kleine rote Chilischote
1 Limette
Salz und Pfeffer

Die Tomate waschen, entkernen und in kleine Würfel schneiden. Die Chilischote entkernen und in feine Streifen schneiden.

Den Knoblauch von der Schale befreien und durch eine Knoblauchpresse drücken. Die Avocados von Schale und Kern lösen. Mit einer Gabel die Avocados zerstampfen.

Die Limette auspressen. Mit den anderen Zutaten zusammen unter die Avocado rühren.

Einen Avocadokern dazugeben, damit die Guacamole grün bleibt.



Melonen-Feta-Salat

1 halbe kernarme Wassermelone
200g Feta
1 handvoll Minzblätter
1 Limette
Olivenöl
Salz und Pfeffer

Die Wassermelone von ihrer Schale befreien und in große Würfel schneiden. Den Feta ebenfalls würfeln. Minzblätter abwaschen und fein zerschneiden. Den Saft der Limette auspressen und mit dem Olivenöl mischen. Salz und Pfeffer dazugeben. Alle Zutaten in eine Schüssel geben und gut verrühren. (hlp)

Du hast eins der Rezepte ausprobiert? Poste ein Foto davon auf unsere Pinnwand unter [facebook.com/ruprechtHD](https://www.facebook.com/ruprechtHD)

ssas

THE POWER TO KNOW.

ENJOY JAZZ

18. Internationales Festival für Jazz und Andres Heidelberg Mannheim Ludwigshafen

Festivalpass für Schüler, Auszubildende und Studenten 5 Konzerte für 55€* schnell anmelden!

* Es gibt beschränkte Kapazitäten für diese Tickets. Infos: www.enjoyjazz.de oder www.facebook.com/enjoyjazz

02. Oktober bis 11. November 2016

Unterstützt von

BASF

KARLSTORBAHNHOF

ALTEFEUERWACHE

das haus

DIE KULTUR

Die schwimmende Yogamatte

Sonnengruß auf dem Neckar: Der Hochschulsport bietet den Wassersport Stand-up-Yoga an



Foto: led

Beim Stand-up-Yoga braucht man Balance und Konzentration

Wie tief ist eigentlich der Neckar? Ich bin beim Bootshaus am Heidelberger Neckarufer und besuche den Unisport Stand-up-Yoga Kurs, kurz SUP-Yoga. Der Himmel ist strahlend blau, die Sonne glitzert im Wasser. Zum Glück habe ich an die Sonnencreme gedacht. Ich stehe am Anleger, das Surfbrett liegt schon im Wasser, das Paddel halte ich in der Hand. Vor dem nächsten Schritt, dem Aufsteigen auf das Surfbrett, habe ich Respekt. Vor den Verrenkungen und Verbiegungen, die dann auf dem Wasser folgen sollen, noch mehr. Gibt es Fische? Gefährliche Strömungen?

Die kleine Gruppe teilt sich die Anlegestelle mit Ruderern und Kanufahrern, die es bei dem strahlenden Wetter ebenso auf das Wasser zieht. Während meine Mitstreiter routiniert auf die Surfbretter steigen, erklärt mir der Yoga-Trainer Roland Glück die Handhabung des Brettes, das sichere Aufsteigen, das Wenden wie auch das Geradeaus-Paddeln. Es sei wie in der Physik. Wahrscheinlich brauche ich deshalb mehrere Anläufe, um die anvisierte Stelle auf dem Fluss zu erreichen.

Alle Teilnehmer paddeln im Stehen in Richtung Neuenheimer Ufer zu einer alten Trauerweide. Das Paddeln geradeaus klappt schon ganz gut, das Lenken braucht jedoch noch etwas Übung. Der starke Wind an diesem Tag macht es nicht einfacher. Ich frage, ob und wie oft die anderen schon in den Neckar gefallen sind. „Zum Glück noch gar nicht!“, lautet die Antwort. Das macht mir Mut.

Am anderen Ufer angekommen, werden die Surfbretter so manövriert, dass sie sternförmig zusammenlaufen.

Daraufhin knotet der Yoga-Trainer die Bretter mit einem Seil zusammen und wirft einen Anker. So wird aus der Gruppe Stand-up-Paddler eine schwimmende Insel aus Yogamatten.

Beruhigende Musik erklingt, den Umständen angepasst, aus einer wasserdichten Handyhülle. Wir beginnen mit einfachen Übungen in einem stabilen, knienden Sitz. Dazu gehört bewusstes Ein- und Ausatmen, Arme kreisen, Schultern lockern.

Mein Respekt vor dem Wasser hat sich nun gelegt. Mein Brett wird zwar sanft vom Wasser bewegt, doch die

anfängliche Angst vor dem Hineinfallen ins Wasser habe ich nicht mehr. Ganz langsam gehen wir aus der knienden Position in den Vierfüßlerstand. Jeder in seinem Tempo. Einatmen. Ich strecke den rechten Arm nach vorne, das linke Bein nach hinten. Ausatmen.

Übungen auf einem schwimmenden Surfbrett, die mir vorher unmöglich erschienen, kann ich nun doch mit einiger Konzentration ausführen. Ich schließe die Augen und besinne mich auf mein Gleichgewicht, ich nehme das leichte Schwanken des Brettes

wahr. Ich schaue in die Runde der anderen Teilnehmer, alle scheinen konzentriert, um die Balance zu halten.

Besondere Vorkenntnisse brauche man für Stand-up-Yoga nicht, sagt Roland Glück, man müsse weder besonders sportlich noch gelenkig sein. Es komme nicht darauf an, was der Nebenmann könne, ob er akrobatischer oder sportlicher sei. Vielmehr sei es wichtig, auf sich selbst zu achten, die Übung in der Intensität auszuführen, die einem durch die eigenen Möglichkeiten und auch körperlichen

Grenzen gegeben ist. Der Kurs auf dem Neckar verbindet verschiedene Yogapositionen mit Konzentration und Meditation.

Trainiert wird das bewusste Atmen und durch den instabilen Untergrund auch die Balance und Kraft. Die Übungen werden im Sitzen, Liegen und Stehen ausgeführt.

Ursprünglich nutzten polynesischen Fischer das aufrechte Stehen in den Kanus zur Fortbewegung auf dem Meer. Surfer auf Hawaii haben sich dann das Stand-up-Paddling zu einer schnelleren Bewegung angeeignet. Seit etwa drei Jahren wird der inzwischen zum Trend gewordene Wassersport auch beim Hochschulsport angeboten. Die Kombination mit Yoga macht das Ganze vielseitig.

Die Position des herabschauenden Hundes ermöglicht mir einen ganz neuen Blick auf die Stadt. Kopfübersehe ich durch meine Beine hindurch das Wasser, die Altstadt mit dem Schloss und die grünen Berge. Doch die ungewöhnliche Perspektive bringt mich aus dem Gleichgewicht. Schnell schließe ich die Augen und versuche meine Stabilität wieder zu finden.

Statt sich in einer überhitzten Sporthalle unter freiem Himmel zu bewegen, macht diesen Hochschulsport nicht nur zu einem Sport- sondern auch zu einem Naturerlebnis.

Der stressige Unialltag rückt auf dem Wasser bei dem sanften Schaukeln der Wellen, der frischen Luft und der Sonne weit in den Hintergrund. Namaste. (led)

Trainingszeiten: Jeden Freitag, jeweils ein Kurs um 16 Uhr und 17:15 Uhr. Treffpunkt ist das Bootshaus Bergheim.

Auf in die Ferne

Ob Austausch mit Partnerunis oder Praktikum – ein Auslandsaufenthalt ist in vielen Studiengängen Pflicht. Aber wie organisiert man ein Semester im Ausland? Die wichtigsten Schritte

Soll ich gehen oder doch lieber bleiben? So viele Studenten wie noch nie haben in den vergangenen Jahren am Austauschprogramm der Europäischen Union teilgenommen.

Doch wie man seine Zeit im Ausland am besten organisiert und plant, wissen die meisten erst im Nachhinein. Deswegen hier vorab schon mal ein paar Tipps von unserer Seite.

Früh für einen Ort entscheiden

Der erste Schritt besteht darin, sich klar zu machen, wohin die Reise überhaupt gehen soll. Je nach Land und Universität werden bereits fundierte Sprachkenntnisse vorausgesetzt, sodass es sich rentiert, bereits früh einen Sprachkurs zu belegen und die entsprechenden Sprachzeugnisse abzulegen.

Wer in Heidelberg einen Sprachkurs im Zentralen Sprachlabor (ZSL) mit mindestens A2 Niveau macht, kann sich ganz einfach mit dem Zeugnis des Kurses ein Sprachzertifikat ausstellen lassen. Und wenn es doch mal knapp wird, bleibt immer noch die Möglichkeit, einen Sprachtest im ZSL oder im Deutsch-Amerikanischen Institut zu absolvieren.

Neben dem Erlernen der Sprache lohnt sich die frühe Idee oder Entscheidung für ein Land im Hinblick auf das Motivationsschreiben, welches wesentlicher Bestandteil einer jeden Bewerbung ist. Erste Einblicke in die jeweilige Stadt und ihre Universität liefern die Erfahrungsberichte ehe-

maliger Austauschstudenten. Diese zeigen einem bereits gebündelt alle spezifischen Informationen auf und sind daher praktischer als eine Internetrecherche oder der Blick in den Reiseführer. Amüsant und unterhaltsam ist die Website erasmusconfession.com.

Abhängig davon, mit welchem Austauschprogramm der Auslandsaufenthalt angetreten werden soll, ist ein frühes Informieren über die Bewerbungsfristen essentiell.

Die Entscheidung für ein Land trifft man abschließend unter Abwägung von Lebenshaltungskosten, Wohnungslage, Lehrangebot, Arbeitsaufwand für das Studium, sowie dem kulturellen Angebot.

Finanzierung abklären

Man sollte sich darüber im Klaren sein, dass ein Auslandssemester mit hohen Ausgaben verbunden ist. Höhere Mieten und Lebenshaltungskosten, Reisekosten, eventuelle Studiengebühren sind keine Seltenheit und stellen den angehenden Austauschstudenten vor große Herausforderungen.

Am einfachsten ist natürlich eine Finanzierung durch die Eltern. Wer im Voraus für seinen Auslandsaufenthalt spart oder arbeitet, kann sein Konto ebenfalls vor dem Minus bewahren. Manchmal bietet es sich auch an, im Ausland einen Nebenjob aufzunehmen. Oftmals gestaltet sich das Studium im Ausland jedoch aufwändiger als an der Heimatuni-

versität, sodass einfach die Zeit für zusätzliches Arbeiten fehlt. Nicht zuletzt kann es auch passieren, dass der Nebenjob im Land der Wahl schlecht vergütet wird. Bedauerlicherweise, nehmen viele Studierende oftmals das große Angebot an Stipendien nicht wahr. Egal ob zur generellen Studienfinanzierung oder speziell für den Auslandsaufenthalt – es gilt die Devise: Wer sich nicht bewirbt, hat schon verloren.

Schließlich ist auch eine Finanzierung über das Auslands-BAföG möglich. Man sollte dabei nicht zurückschrecken, wenn man im Inland kein BAföG aufgrund des Einkommens der Eltern bekommen hat. Denn die Anforderungen unterscheiden sich.

Aber auch hier lohnt es sich, frühestmöglich den Antrag zu stellen. Die Behörde selbst rät dem Bewerber zur Antragsstellung sechs Monate vor dem Auslandsaufenthalt an. Diese Frist gleicht leider einem Wunschdenken. Oft sind sechs Monate vorher noch nicht einmal die Partneruniversitäten für das Erasmusprogramm ausgeschrieben. Bis einem ein Platz bestätigt und die Reise beschlossen ist, sind dann bereits viele Wochen vergangen.

Der Antrag für das AuslandsBAföG sollte trotzdem gestellt werden. Wenn einem die Förderung bestätigt wird, dann wird im schlimmsten Fall das Geld erst nachträglich für den Geltungszeitraum nachgezahlt.

Zeitpunkt wählen

Abhängig vom Studienfach ist ein Auslandssemester nur zu bestimmten Zeiten möglich. Um sich Leistungen im Ausland anrechnen zu lassen, sollte man in seinem Studium bereits etwas fortgeschritten sein und die Grundzüge des Fachgebietes verstanden haben. Damit scheiden die ersten drei Semester sogleich aus.

Für so manchen ist das heimliche Setting – Liebe, Freundschaften, WG-Leben – von ausschlaggebender Bedeutung. Nichtsdestotrotz sollte man sich dadurch nicht zurückhalten lassen. Die in der Zukunft stehenden Erfahrungen und Erlebnisse bleiben für das ganze Leben und das Schöne am Weggehen ist letztlich Endes doch auch die Rückkehr. (beb)



Foto: flickr.com/Classic Film (BY-NC 2.0)

Ein Auslandsaufenthalt sollte geplant sein, bevor die Koffer gepackt sind



Die Crew von Hotel Heidelberg wird zukünftig von Anette Frier angeführt, die die Heidelberger „Burg“ liebt

Hollywood in Heidelberg

Neubesetzt kehrt das Team der ARD-Reihe „Hotel Heidelberg“ zurück und brilliert mit Fachkenntnissen und Begeisterung für die Stadt

Im Frühjahr startete die neue Produktion Hotel Heidelberg mit zwei Pilotfilmen freitagsabends zur Primetime in der ARD und erreichte unerwartet hohe Einschaltquoten. Der erste Teil „Kramer gegen Kramer“ belegte mit 4,38 Millionen Zuschauern und einem Marktanteil von 13,7 Prozent Platz drei der abendlichen Einschaltquoten.

Ob das an der plattgesehenen Konkurrenz durch „Wer wird Millionär?“ oder „The Voice Kids“ lag oder an den atmosphärisch aufgeladenen Einstellungen Heidelbergs in Verbindung mit einem fesselnden Drehbuch, sei dahingestellt. Trotz des erfolgreichen Starts der Filmreihe ließ das Produktionsteam es sich jedoch nicht nehmen, eine bisher unkommentierte Neubesetzung der Hauptrolle vorzunehmen.

Am ersten Tag der nur kurz in Heidelberg angesetzten Dreharbeiten für die Fortsetzung präsentiert sich das Filmteam nun wieder der Öffentlichkeit. Wahrscheinlich ist, dass bei nur vier Drehtagen die Außenaufnahmen für die nächsten Teile wohl enorm reduziert wurden.

Anders als im Jahr zuvor dürfen Interessierte die Schauspieler nicht mehr zum Settermin in der Neuenheimer Villa besuchen, sondern müssen sich mit einem eher informellen Termin auf der alten Brücke zufriedengeben.

Als die Reporter sich auf die TV-Prominenz stürzen dürfen, herrscht eine hektische Stimmung am Set. Christoph Maria Herbst wird schnell im Gehen vor der Nepomuk-Statue gepudert, bevor er sich dann mit seinen Kollegen auf der Brücke positioniert, um schief in die Kameras der Presse zu grinsen. Nun steht er da, zwischen Regisseurin Sabine Boss und Hannelore Hoger, bekannt als Bella Block. Mal lächelnd mal hüpfend, kurz auch in Stromberg-Pose.

Doch irgendetwas will beim Gesamtanblick der Szene nicht so recht ins Bild passen. Vielleicht liegt es daran, dass die brünette Hauptdarstellerin Ulrike C. Tscharre plötzlich

erblondet scheint. Dem aufmerksamen Betrachter fällt dann doch auf den zweiten Blick auf, dass es sich eigentlich um Anette Frier handelt, die sich kurzerhand die wohl neu ausgeschriebene Rolle gesichert hat. Über die Hintergründe dieses Wechsels verliert bisher allerdings keiner ein Wort. „Ich habe die Rolle in der Lotterie gewonnen“, witzelt sie nur.

Außerst geschickt und professionell manövriert sie sich durch die Fragen der Journalisten, die – vielleicht zu ihrem Glück – durch die passierenden Autos und Passanten auf der Alten Brücke immer wieder unterbrochen werden.

„Große Fußstapfen, in die sie treten“, wirft einer der Reporter ein und versucht auf die unkommentierte Neubesetzung der Hauptrolle zu lenken. Frier hingegen spielt ihre Rolle perfekt. Mit einem langsamen Blick an sich herunter lenkt sie die Aufmerksamkeit aller Beteiligten dieser illustren Frage- und Antwortrunde auf ihre teilweise mit Klebeband zusammengehaltenen, schwarzen High-Heels. So genau wusste sie das auch nicht, aber geschickt seien diese Schuhe wohl hier in Heidelberg nicht. Und dabei stöckelt sie leicht über das alte Kopfsteinpflaster.

Ganz nebenbei liegt das Thema Heidelberg nun wieder auf dem Tisch und Anette Frier erzählt munter davon, dass sie jede Stadt, in der sie drehe, erst erkunden müsse. Wohl habe sie sich nach ihrer Ankunft in Heidelberg ein Fahrrad aus dem Hotel geliehen und die fast schon „italienischen“ Gassen Heidelbergs erkundet. Auf die Plöck habe sie sich allerdings noch nicht gewagt, nur auf die „Burg“. Anschließend eine Anekdote über ihre Erfahrungen mit den hilfsbereiten Polizeibeamten Heidelbergs und ein kleiner Scherz mit dem Reporter, während in der Zwischenzeit die Produzentin Christoph Maria Herbst auch schon wieder von den Journalisten weglöst. Er müsse nun dringend zum Dreh der nächsten Szene. Und schon verschwindet er hinter den Mauern der alten Villa.

Hannelore Hoger hält neben all dem ihre eiserne Stellung als Diva.

Heidelberg kenne sie gut, immerhin habe sie schon lange Bekanntschaften hier. Nur für die Schlossbeleuchtung interessiere sie sich nicht, das sei ja schließlich jeden Abend beleuchtet. Auch das studentische Leben in Heidelberg sei ihr nicht fremd. Mit dem Bus sei sie immerhin am Universitätsplatz ausgestiegen. Neben den ausge-

prägten Kenntnissen der Schauspieler über ihren aktuellen Arbeitsplatz erfährt man an diesem Tag wenig über die Produktion und die nächsten Filme. Produzentin Possardt versichert, dass sie im nächsten Sommer zurückkommen werden, auch wenn die Sendetermine der Fortsetzungen bislang noch nicht bekannt seien. Vielleicht finden dann alle ein paar freie Stunden.

(mak)

Heidelberger Historie

Als in Heidelberg die Mauer fiel

Über zwei Jahrhunderte teilte eine Mauer die Heiliggeistkirche. Erst ein freidenkender Pfarrer brachte sie vor 80 Jahren zu Fall – gegen die Zeichen seiner Zeit

Betrifft ein heutiger Besucher die Heiliggeistkirche im Zentrum Heidelbergs, umfährt ihn zunächst einmal die Anmutung zeitloser Konstanz. Doch der Schein trügt. Noch vor 80 Jahren spaltete eine Mauer Kirchenraum und Gemeinde in zwei Teile.

Die missliche Lage entstand inmitten der Wirren nachreformatorischer Zeit. In mehreren Herrschaftswechsels war die Kirche in frohem Reigen zwischen lutherischer, reformierter, calvinistischer und katholischer Hand hin- und hergewechselt. Dieses konfessionelle Gewirr versuchte der junge Kurfürst Johann Wilhelm im Jahr 1698 mit der sogenannten „Pfälzischen Kirchenteilung“ ein für allemal zu beenden.

Während die meisten Kirchen auf dem Gebiet der Pfalz endgültig einer Konfession zugesprochen wurden, sollten in der Heiliggeistkirche nun sowohl Katholiken wie auch Reformierte ihre Messen feiern dürfen. So fortschrittlich uns dieser Gedanke heute erscheinen mag – die reformierte Gemeinde als vorherige Allein-nutzerin war von der Lösung nur wenig begeistert. Und auch die Katholiken waren nicht gewillt, sich mit der Konkurrenz zu arrangieren. Andauernder Streit um



Unbemauert: Die Heidelberger Heiliggeistkirche

Messzeiten, Zeremoniell und Baumaßnahmen war die Folge. Der Kurfürst klärte die Situation schließlich pragmatisch: Die Kirche wurde durch eine Mauer getrennt. So mussten die Katholiken ihre Gottesdienste fortan im Chor und die Protestanten im Kirchenschiff abhalten. Diese Trennung blieb, von einigen kurzzeitigen Unterbrechungen abgesehen, über zwei Jahrhunderte bestehen. Der Zeitpunkt, an dem die Mauer fiel, ist im Auge der Nachwelt wohl am besten mit „Ironie der Geschichte“ zu beschreiben. Drei Jahre nach der „Machtergreifung“ hatten die Nationalsozialisten Heidelberg fest im Griff. Dem im Widerstand engagierten Pfarrer der Heiliggeistkirche, Herrmann Maas, kam es in dieser Situation gerade recht, dass die vollständigen Nutzungsrechte der evangelische Kirche zugesprochen wurden.

Am 24. Juni 1936 feierte er in einem feierlichen Gottesdienst den Niederriss der Mauer, welche über 230 Jahre die Kirche geteilt hatte. So fiel nicht nur die Trennung zwischen den Konfessionen – Maas setzte ein Zeichen für Solidarität und Offenheit, welches uns nicht zuletzt heute vor Augen stehen sollte.

(jkb)

Heidelberger Notizen



Foto: Wikimedia Commons/Heidi Witzler

Videouberwachung vor dem Aus?

Die geplante Einführung einer Videouberwachung an Bismarckplatz und Bahnhof scheint nach Auswertung von Polizeistatistiken momentan ungewiss: So lassen sich beide Plätze nicht eindeutig als Kriminalitätsschwerpunkte identifizieren. Auch bei einer Mehrheit der Gemeinderäte stößt das Vorhaben aktuell auf Ablehnung – OB Eckart Würzner hält dennoch weiterhin an seinen Plänen fest.

Flüchtlingsunterkünfte – Von

den Ende 2015 beschlossenen 14 Flüchtlingsunterkünften werden vorerst nur drei tatsächlich umgesetzt: Für die aktuellen Flüchtlingszahlen seien laut der Stadt Heidelberg die Standorte in Handschuhsheim, Rohrbach und Ziegelhausen ausreichend. Sollte sich der Bedarf ändern, stelle eine rechtzeitige Bereitstellung weiterer Unterkünfte aber kein Problem dar.

Bettensteuer – Der umstrittene

Antrag der Grünen-Fraktion, eine Bettensteuer für Heidelberger Hoteliere einzuführen, wurde im Haupt- und Finanzausschuss knapp abgelehnt – eine endgültige Entscheidung wird nun Ende Juli im Gemeinderat gefällt. Während Befürworter sich eine Verbesserung der Haushaltslage erhoffen, befürchten Kritiker verfassungsrechtliche Probleme, ökonomische Folgen für kleinere Hotels sowie bürokratischen Aufwand.

(mtr)

Bewusst anders

Biggis außergewöhnlicher Second-Hand-Shop bietet neben Kleidung auch Lebensweisheiten

Suchend sehe ich mich um: Bergerstraße 17 - hier sollte es eigentlich sein! Dann erblicke ich das leuchtend gelbe Schild, auf dem in großen Buchstaben „MY WAY“ steht. Ich biege in die Passage ein, ein enger Gang zwischen den Häusern, der kaum auffällt. Und dann stehe ich direkt davor: „My Way Biggi Second Hand“, Heidelbergs Second-Hand-Shop, in dem sogar „Shopping Queen“ schon zu Gast war.

Vor der Tür sitzt eine Frau an einem kleinen Tisch, von drinnen höre ich schallendes Gelächter. Ich spreche die Frau an; Biggi – so heißt sie und möchte unbedingt geduzt werden. Sie führt den seit 2003 existierenden Second-Hand-Shop, der, wie sie mit starkem Heidelberger Dialekt betont, „Rundumbetreuung“ für die Kundschaft bietet. An der Tür steht „trau dich anders zu sein!“.

Ich trete ein und stehe in einem Meer von Kleidung, der gesamte Boden ist von verschiedensten Schuhen bedeckt, an den Decken hängen bunte Schirmchen. Mitten zwischen den Kleiderständern sitzen zwei Personen gemütlich an einem kleinen Tisch und unterhalten sich über ihren nächsten Urlaub.

Mir sticht ein langes fließend blaues Abendkleid ins Auge. Biggi erklärt, dass Abendkleider durch die Abibälle momentan Saisonware sind. Ganz hinten in der Ecke versteckt sich eine kleine Deutschlandfahne. Biggis Leidenschaft für Second-Hand hat nur einen Konkurrenten: Fußball!

Das Telefon klingelt, die fünfte Person, die heute anruft, weil sie etwas verkaufen möchte. Doch Biggi lehnt ab, sie nimmt keine Billigartikel an. Eine gute Marke erkenne man daran, dass die Kleidungsstücke aus-

sähen wie neu, die Waschkettel aber schon nicht mehr lesbar seien.

Die Idee des Recyclens verfolgt Biggi schon lange, früher ist sie durch die ganze Welt gereist, um Second-Hand-Shops zu besuchen. Und auch bei der Verpackung führt Biggi dieses Konzept fort: Zuerst versucht sie, ihre Kundschaft zu überzeugen, die gekauften Artikel in eigene Taschen zu packen, ansonsten verwendet sie gebrauchte Plastiktüten. Sie hofft, dass Recycling auch in Deutschland populärer wird. Manche schämten sich zuzugeben, dass ihre Kleidung nicht neu sei. „Die Leute müssen begreifen, dass Second-Hand Cleverness und nicht Armut bedeutet“.

Die Verwendung von gebrauchten Artikeln sei nicht nur ökologisch, sondern auch für die eigene Gesundheit sinnvoll. Man müsse ein gewöhnlich hergestelltes Kleidungsstück sieben Mal waschen, bevor die enthaltenen Chemikalien auf eine vertretbare Konzentration gesunken seien. Erst nach 20 Wäschen seien sie komplett chemikalienfrei. Gebrauchte Kleidung wurde schon von dem vorigen Eigentümer gewaschen und ist somit nicht mehr derart belastet.

Lebensweisheiten verteilt Biggi gerne und das nicht nur zum Thema Recyclen: Jeder der vorbeikomenden Passanten setzt seinen Tag mit einem neuen Ratschlag fort, wenn er „My Way“ hinter sich gelassen hat. Ein hagerer Mann mit einer Zigarette in der Hand denkt nun über ein neues Medikament nach, das ihm dabei helfen könnte, mit dem Rauchen aufzuhören; eine Frau wird am Abend ausprobieren, die Striche auf ihren weißen Schuhen mit acetone-



Fotos: hfp

„Schick bis ins Genick“: Biggi in ihrem kunterbunten Laden



Biggi muss nun nicht mehr bellen: Fibi übernimmt das jetzt

Ausgeschenkt

Nah am Wasser gebaut

Ein Besuch bei der kleinen, mysteriösen Wirtschaft am Neckarufer

Zum Heulen war mir nur bei der Suche nach dem „Fährhaus“ zumute. Eine Kneipe hätte ich zumindest nicht hinter dem kleinen Häuschen vermutet. Dass es weder eine Website noch eine Seite auf Facebook gibt, ist noch das kleinere Hindernis. Es hängt auch dauernd ein Schild mit „geschlossene Gesellschaft“ aus. Pia, die den Laden schon seit 20 Jahren betreibt, erklärt: „Die Kneipe ist zu klein für große Gruppen. Wir wollen den Platz für unsere Stammkunden freihalten.“ Hinein komme ich als „Neuer“ trotzdem. Eine große Gruppe hat da mehr Probleme.

Das überzeugendste Argument ist mit Abstand die Lage. Der Pavillon befindet sich direkt am Neckarufer, zwischen dem Marstallhof und dem Kongresshaus. Für Studenten aus der Altstadt ist das natürlich ideal. Durch die Fenster bietet sich ein Blick auf vorbeifahrende Schiffe, aber nicht so wirklich auf den Fluss. Dafür muss man sich an den anderen Gästen vorbei zu dem kleinen Balkon schlängeln.

Die Gäste kennen sich anscheinend schon länger. Ich fühle mich als „Fremder“ in dem Lokal. Entspannung stellt sich also noch nicht wirklich ein. Dafür gibt es zum Glück Bier. Die Wände zieren Sprüche über den Alkoholpegel und Fotos, die vermutlich älter sind als ich. Eine Menge Deko und anderer Kleinkram sind in Kommoden über den Raum verteilt. Das ist zwar nicht die höchste Form der Innenarchitektur, aber auch irgendwo sympathisch und

unverkrampt. Ein Manko ist der Verkehrslärm, der die ansonsten ruhige und gesellige Atmosphäre stört. Das bessert sich jedoch gegen Abend.

Das Angebot ist recht überschaubar: Neben Säften und Wasser gibt es vor allem verschiedene Sorten alkoholischer Getränke. Wirklich gut sind dagegen die Preise. Im Vergleich zu den anderen Kneipen kommt man hier sehr preiswert weg. Der Supermarkt ist zwar



Foto: mpf

Das kleine Fährhaus zwischen Neckarstaden und Fluss

immer noch billiger, aber dort kann man nicht in Flussnähe sitzen. Das Pils ist da besonders zu empfehlen.

Die Besucher sind ein bunter Haufen. „Wir haben aber wenig Studenten hier“, so Pia, ansonsten seien alle, von Arbeiter bis Arzt, vertreten. Die Geselligkeit ist durch die Raumgröße fast vorprogrammiert: Wenn ich nicht selbst ein Gespräch beginne, zieht mich jemand in eines hinein. Ausklinken und in Ruhe trinken ist jedoch auch möglich.

Was der Neckarpavillon jedenfalls nicht kann, ist eine hippe Studentenkneipe sein. Oder der beste Ort für ein Date. Er kann aber der Ort sein, an dem man sich für Geselligkeit, Lokalnachrichten und ein Bier zum Feiern einsetzt.



Angebote des Hochschulteams

Das Hochschulteam der Agentur für Arbeit beantwortet Ihnen Fragen zum Berufseinstieg nach dem Studium und ist kompetenter Ansprechpartner zu allen Fragen rund um den Arbeitsmarkt.

Gerne können Sie auch über unsere Service Hotline ein persönliches Beratungsgespräch vereinbaren.

10.08. Bewerbungsunterlagen-Check
Agentur für Arbeit Heidelberg, Termine n.V.
Es ist eine Anmeldung per E-Mail erforderlich.

In unserem Berufsinformationszentrum in der Kaiserstraße finden Sie Informationen zu allen Berufen.

Offene Sprechstunde
Dienstag 11:00 - 15:00 Uhr
Zentrale Studienberatung Universität Heidelberg
Seminarstraße 2, 1.OG und
1. Freitag/Monat 10:00 - 12:30 Uhr,
Servicestelle Zentralmensa, INF 304

Agentur für Arbeit Heidelberg
Kaiserstraße 69/71, 69115 Heidelberg
Telefon: 0800 4 5555 00 (kostenfrei)
E-Mail: Heidelberg.Hochschulteam@arbeitsagentur.de
www.arbeitsagentur.de

Bundesagentur für Arbeit
Agentur für Arbeit Heidelberg



Foto: flickr.com/Techniker Krankenkasse (CC BY-NC-ND 2.0)

Wird als Nachweis der Spendenbereitschaft benötigt: Der Organspendeausweis

Transplantierbare Organe sind gefragt wie nie. Doch spenden will kaum jemand. So müssen viele Patienten jahrelang mit kaum funktionierenden Organen durch temporäre Behandlungsmethoden am Leben gehalten werden. Die lebensrettende Hilfe kommt spät – oft zu spät. Dass die Zahl gespendeter Organe steigen muss, bezweifelt niemand. Doch wie dies erreicht werden soll, ist unter den Beteiligten höchst umstritten.

In einem Vortrag an der Universität Heidelberg im Juni stellte Friedrich Breyer, Ökonom an der Universität Konstanz, das Publikum vor provokante Alternativen. Das zentrale Problem sieht Breyer in den mangelnden

Anreizen, sein Organ zur Verfügung zu stellen. Viele potentielle Spender würden deshalb überhaupt keinen Spenderausweis besitzen. Mit einer Mischung aus „Zuckerbrot und Peitsche“ soll die Motivation gestärkt werden. So sollten Menschen, welche ihre Organe nach dem Tod zur Verfügung stellen würden, auch bevorzugt werden, falls sie später selbst eine Organspende benötigen. Wer sich dagegen einer Spende verweigere, solle im Bedarfsfall auch erst nachgeordnet berücksichtigt werden.

Auch wenn Breyer betonte, dass niemand zur Organspende gezwungen werden könne, erweckt sein Vorschlag den Eindruck eines indirekten Zwangs. Dies ist nicht nur ethisch

umstritten – vor der aktuellen Gesetzeslage ist dieser Vorschlag kaum umsetzbar. So verbietet das Grundgesetz die Einschränkung medizinischer Behandlung auf Grund von persönlichen Entscheidungen.

Ein weiteres Problem besteht laut Breyer in der unzureichenden Registrierung der Spender. Diese würden nicht an einem zentralen Ort erfasst, weswegen die Ärzte auf den physischen Spendeausweis angewiesen wären. Viele Spender würden dieses Dokument jedoch im Alltag nicht mit sich tragen, wodurch viele potentielle Organspenden in der Praxis gar nicht erst zustande kämen. Eine Lösung sieht er in der Einführung eines zentralen Organspenderegisters.

Bei Lebendspenden wird die Diskussion noch einmal ungleich komplizierter. Nach geltendem Recht ist die Entnahme von Organen von Lebenden nur unter strengen Bedingungen erlaubt. Um Organhandel zu

vermeiden, darf sie nur unter eng verbundenen Menschen stattfinden und muss frei von anderweitigen Anreizen wie einer Bezahlung geschehen. Breyer plädiert hier für eine weitgehende Lockerung der derzeitigen Bestimmungen. Jeder soll prinzipiell die Möglichkeiten haben, seine Organe für Geld zur Verfügung zu stellen. Die Krankenkassen könnten hierbei als Verteiler auftreten und ein „Wettbieten“ um Organe verhindern. Eine Möglichkeit, um Spender vor unüberlegten Entscheidungen zu schützen, sieht Breyer in einem Wechselspiel aus gesundheitlicher Aufklärung und gesetzlichen Bedenkfristen zwischen Entscheidung und Entnahme.

Breyer steht damit in einer ebenso weit verbreiteten wie hoch umstrittenen Position. So betonte Silke Schicktanz, Medizinethikerin an

der Universität Göttingen, gegenüber dem *Handelsblatt*: „Körper sind kein normales Gut.“ Auch der in Harvard lehrende Ökonom Al Roth sieht einen weitgehend liberalisierten Spendemarkt kritisch. In der Konsequenz müsse man so auch denjenigen gewähren lassen, der Auge, Arm oder sogar sein Herz verkaufen wolle. Breyer dagegen will das Argument des Spenderschutzes nicht gelten lassen: „Wir haben in Deutschland durch den Sozialstaat ein gesichertes Existenzminimum, niemand würde deswegen dazu gezwungen sein, ein Organ zu spenden.“

Auch in Heidelberg führte der Vortrag im Anschluss zu kontroversen Diskussionen, bei denen Breyer vor allem ethische Bedenken entgegen gehalten wurden. Die Frage, wie die Bereitschaft zum Organspenden erhöht werden könnte, ist offenbar noch lange nicht geklärt. (jkb)

„Körper sind kein normales Gut“

Bis der Strom ausfällt

SRH forscht zur Sicherheit der Energieversorgung

Das Licht geht plötzlich aus, der Kühlschrank hört auf zu brummen – Stromausfall. Eigentlich keine große Sache, solange es sich etwa um einen Defekt im Umspannwerk handelt. Geschieht ein Stromausfall beispielsweise aufgrund eines Erdbebens, sieht die Sache schon etwas anders aus.

Das von der EU geförderte Projekt „Smart Resilience Indicators for Smart Critical Infrastructures“, an dem die SRH Hochschule in Kooperation mit den Heidelberger Stadtwerken teilnimmt, beschäftigt sich genau damit, genauer gesagt, mit Kritischen Infrastrukturen. Dies sind Organisationen oder Einrichtungen mit einer wichtigen Bedeutung für das Gemeinwesen. Ein Ausfall oder eine Beeinträchtigung dieser Strukturen führe zu nachhaltig wirkenden Engpässen in der Versorgung und könnte auch zu erheblichen Störungen der öffentlichen Sicherheit führen – so die offizielle Definition des Bundesamtes für Bevölkerungsschutz und Katastrophenhilfe aus dem Jahr 2003.

Gemeint sind damit alle Strukturen der Energie- und Wasserversorgung, Telekommunikation, Verkehr und Transport, Gesundheit, Ernährung und noch einige weitere. Zusammengekommen zeigen die insgesamt neun Sektoren auf, wie komplex und voneinander abhängig die Infrastrukturen

Die Infrastrukturen sind stark voneinander abhängig

sind, deren Existenz wir für selbstverständlich halten – zumindest, bis einmal der Strom ausfällt. Wenn Computer, Licht und Kühlschrank nicht mehr funktionieren und man eventuell sogar aufgrund von elektrischen Rolläden komplett im Dunkeln sitzt und keine Kerzen findet, stellt man fest: funktionierende Kritische Infrastrukturen sind existentiell für unser normales Leben; ganz abgesehen von der Notwendigkeit dieser Systeme in Krankenhäusern.

Laut Lars Meierling, Dekan der Fakultät für Ingenieurwesen und Architektur an der SRH, ist das Ziel des Projektes, zu testen, wie sich die heutzutage schon recht intelligenten Systeme auf ihre Widerstandsfähigkeit bei Bedrohungen, zu denen extreme Wetterkatastrophen, wie Erdbeben und heftige Schneestürme, aber auch Terroranschläge zählen, verhalten. Als Beispiel untersucht Meierlings Team das Versorgungssystem der Stadtwerke Heidelberg. Es soll herausgefunden werden, welche Kennzahlen sich zur Messung der Widerstandsfähigkeit eignen. „Die Stadtwerke nehmen als Unternehmen mit Verantwortung für die Menschen in der Region an dem zukunftsorientierten Projekt teil“, so Rudolf Irmscher, Geschäftsführer der Stadtwerke. (vem)

Moleküle mit Potential

Wissenschaftler des DKFZ suchen Wege, um Bauchspeicheldrüsenkrebs früher zu erkennen. Eine schnelle Lösung ist nicht in Sicht

Krebs ist nicht ohne Grund ein großes Thema in der modernen Gesellschaft – mit mehr als 100 Arten, einem breitem Spektrum an Symptomen und weiter Verbreitung bietet die Krankheit viel Raum für medizinische Erfolge und Spekulationen. Ein ganz besonderer Fall ist dabei der Bauchspeicheldrüsenkrebs – die Tumorerkrankung mit der niedrigsten Überlebensrate.

Diese traurige Statistik lässt sich vor allem auf zwei Gründe zurückführen: Zum einen ist diese Krebsart in den frühen Stadien recht unauffällig, da der Tumor meistens zu spät entdeckt wird. Zum anderen streuen die Krebszellen auch schnell Metastasen und können somit in kürzester Zeit auf den ganzen Körper übergreifen.

Zum letzten Faktor gibt es nun neue Theorien seitens des Deutschen Krebsforschungszentrums. Die Forscher der Abteilung „Funktionelle Genomanalyse“ vermuten, dass die Fähigkeit zur frühen Metastasierung bereits vor der Umwandlung der Zelle in eine Krebszelle vorhanden sein kann. Dem Forscherteam unter Leitung von Jörg Hoheisel ist es gelungen, über den Vergleich von chronisch-entzündetem, gesundem und bösartigem Gewebe auf einzelne Faktoren zu schließen,

welche als Ursache für diesen Prozess dienen könnten.

Die entdeckten Moleküle gehören zu den miRNAs – einer bestimmten Klasse von zellulären Botenstoffen, die an verschiedenen regulatorischen Vorgängen in der Zelle beteiligt sind. Besonders auffällig ist die sogenannte miR-192, welche in gesundem Gewebe reichlich vorkommt, in

mit höherer Wahrscheinlichkeit invasiv werden.

„Erst später – nach einigen Monaten oder Jahren – kann eine solche Zelle durch andere Mutationen zur Krebszelle werden“, berichtet Hoheisel. „Doch wenn das einmal passiert ist, geht es direkt los mit dem Metastasieren. Das könnte einer der Gründe sein, wieso Bauchspeicheldrüsenkrebs so gefährlich ist.“ Diese Entdeckung widerlegt somit die verbreitete Theorie, dass die Fähigkeit zur Metastasierung erst nach der Umwandlung zum bösartigen Gewebe von der Zelle durch weitere Mutationen erworben wird.

Die Forscher sehen in diesen Molekülen ein großes Potential für die Diagnostik von Krankheiten, denn ein spezifisches Veränderungsmuster ermöglicht die Unterscheidung zwischen klinisch ähnlichen Fällen.

Diese Methode wäre auch schonender für die Patienten. „Wir können fünf Milliliter Blut rausziehen und gucken, welche miRNAs drin sind. Man könnte so eine Aussage darüber treffen, ob die Person krank ist oder nicht, und wenn ja, welche Krankheit das ist“, so Hoheisel. „Diese Tests funktionieren im Labor schon ziemlich gut, aber noch nicht so gut, dass man sie in den Kliniken anwenden könnte.“

Ein weiteres Ziel der Gruppe ist die Identifizierung der Proteine, die von den miRNAs beeinflusst werden und später zu der Metastasierung beitragen. „Wenn man den Mechanismus kennt, gibt es zumindest die Möglichkeit, diesen Mechanismus zu beeinflussen.“

So würde es möglich sein, weitere Stoffe zu finden, welche die ermittelten Veränderungen wieder rückgängig machen können und somit den Ärzten mehr Zeit geben, den Tumor mit herkömmlichen Methoden zu bekämpfen. (bob)

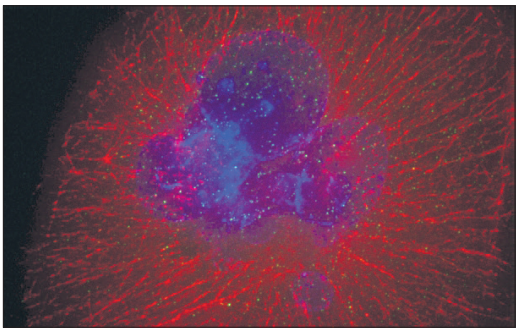


Foto: N. Giese, Chirurgische Uniklinik HD

Eine entzündete Bauchspeicheldrüsenkrebszelle

den Tumorzellen und entzündetem Gewebe aber nur stark vermindert auftritt. Weitere Versuche weisen darauf hin, dass die Anreicherung der Krebszellen mit diesem Molekül ihre Invasions- und Teilungsfähigkeit deutlich reduziert. Daraus kann man schließen, dass durch eine chronische Entzündung die Krebszellen unter Veränderung des miRNA-Spiegels

ANZEIGE

Seit über 40 Jahren erfolgreiche Kurse zum

LATINUM + GRAECUM

während der Semesterferien und semesterbegleitend

- * für Anfänger und Fortgeschrittene
- * soziale Beiträge + Lernmittelfreiheit
- * anerk. Prüfungen (Latein-/Griechischkenntnisse)
- * kleine Arbeitsgruppen
- * erfahrene Dozenten

HEIDELBERGER PÄDAGOGIUM

gemeinnütziges Bildungsinstitut

69120 Heidelberg, Schröderstr. 22a, Tel.: 45 68-0, Fax: 45 68-19

www.heidelberg-paedagogium.de

UniShop Studentenkarzer
Augustinergasse 2
D 69117 Heidelberg
T +49.6221.54 35 54

aktuell unishop heidelberg
www.unishop.uni-hd.de

Kunst on Tour

Das Metropolink-Festival zeigt auch in entfernten Stadtteilen Heidelbergs kreative Hausbemalungen

Pascal Baumgärtner besteigt den Cabrio-Bus und bestreitet nicht, dass er etwas aufgeregt ist, auf seiner ersten Urban Romantic Tour, die das Metropolink-Festival zusammen mit Heidelberg Marketing anbietet. In den kommenden zwei Stunden möchte er seinen Mitfahrern verschiedene Projekte des diesjährigen Festivals zeigen.

Das Festival findet bereits zum zweiten Mal in Heidelberg statt. Dabei werden zusammen mit internationalen Künstlern verschiedene Fassaden, die „Murals“ in Heidelberg gestaltet. Die meisten Künstler haben im Bereich Street-Art einen Namen. Den Veranstaltern ist es wichtig, auf die öffentliche Raumgestaltung und deren Möglichkeiten aufmerksam zu machen. Sie möchten eine „öffentliche Galerie“ schaffen.

Beim Start der Tour Richtung Neuenheim erzählt Kurator Pascal Baumgärtner eine kurze Anekdote über die Entstehung seines Projekts. Mit seiner „WOW-Galerie“ beschäftigt er sich schon lange mit der Verbindung von Street-Art und Raumnutzung. Während einer Vernissage sprach er dort mit Oberbürgermeister Eckart Würzner über eine Umgestaltung von freien Flächen in Heidelberg. Würzner ist deshalb schon das zweite Jahr Schirmherr des Festivals und versucht, die bürokrati-

tischen Angelegenheiten zwischen Stadt und Festival unkompliziert zu halten. Zunächst präsentiert er Werke des letzten Festivals. Der Bus fährt über die Theodor-Heuss-Brücke und wird von Daniel Thouws Bild auf grünem Grund begrüßt. Bereits 1993 gestaltete er verschiedene Freiflächen gegenüber dem Skatepark. Hierbei erwähnt Baumgärtner, wie vorausschauend die Stadt Heidelberg Freiflächen zur Verfügung stellt und verteilt. Deshalb sei das Problem der illegalen Graffitis ein kleines, allerdings sei Heidelberg bisher auch recht arm an „pieces“.

Auch das folgende Werk direkt neben der WOW-Galerie stammt noch aus dem letzten Jahr. Die Rede ist vom ehemaligen Hotel Metropol, das heute von Flüchtlingen bewohnt wird und im letzten Jahr von Smash132 mit einer bunten Camouflage überzogen wurde.

Dann geht es weiter zur Bahnstadt. Hier bemalte der Künstler Tantan, Künstlername 1010, das ehemalige Bordell. Er gestaltete eine der Fassaden in nur drei Tagen mit einem der für ihn typischen dreidimensionalen Gebilde. Das Kunstwerk präsentiert sich als Tor zur Bahnstadt, bis das Haus der Umgestaltung weichen muss. Auch

die sich dahinter befindenden Graffitis im alten Stil gehören bald der Vergangenheit an.

Langsam nimmt der Bus Fahrt in die entfernteren Stadtteile Heidelbergs auf. Eine Gruppe bemalter Murals befindet sich auf dem Gelände der Firma Rossmanith und der Spedition Fels, der Hauptsponsoren in Kirchheim. Hier befinden sich zum Teil sehr große und vor allem im Stil unterschiedlich gestaltete Fassaden. StoHead hat in Airbrush-Technik und mit Typographien gearbeitet, während SweetUno eine Backsteinfassade gestaltete. Pau daneben bemalte ihre Fassade grafisch mit dem Pinsel und Christian Krämer (Dome) sprayt seine letzten Gold-Partikel auf, während der Bus langsam an ihm vorbeigeleitet.

Auch im Emmertsgrund präsentiert Baumgärtner zwei Fassaden. Eine davon in schwarz-weiß gehalten, die der Künstler ohne Skizzen gemalt hat. Nur einen Entwurf hatte er auf seinem Handy. Doch nicht alle sind begeistert von der Umgestaltung. „Jeden Tag müssen wir das Geschmiere ansehen“, brüllt einer der Nachbarn von seinem Balkon. So kommt Baumgärtner auf der Fahrt nach Rohrbach darauf zu sprechen, wie sein Job als Kurator aussieht. Hauptsächlich versuche er die Vorstellungen der Künstler und der Hauseigentümer zu vereinen, damit

Die Autonomie des Künstlers soll gewahrt werden

„Wir möchten eine öffentliche Galerie schaffen“



Fotos: hlp

Ob Lama oder Reh: An einer Hauswand in Rohrbach prangt dieses Untier

Nähe des Römerkreises malen Robert Proch und Wesr.

Die Tour schließt er mit einem Graffiti auf einem der Häuser der Karpfengasse. Es ist von Quik aus dem Jahr 1989 und während Renovierungsarbeiten immer erhalten worden. Baumgärtner erzählt von seinen Ideen für die nächsten Jahre. Er ist begeistert, wie viele zentrale Wände sie dieses Jahr gewinnen konnten. „Ich kann mir auch vorstellen, im nächsten Jahr nur B-Wände zu machen, oder Lichtdesign. Sonst wirkt es am Ende zu überladen.“ (mak)



Bild: hlp/beb

Kunst versus Vandalismus: Darf Urban Art alles?

Pro

Die bewusste Wahl, Kunst im öffentlichen Raum zu präsentieren, findet ihren Kern wohl darin, dem Bedürfnis nachzukommen, sie der ihr zugehörigen Gesellschaft nahezu uneingeschränkt zugänglich zu machen. Mit Urban Art wird man also mehr oder minder freiwillig konfrontiert. Sich mit dem Wahrgenommenen inhaltlich auseinanderzusetzen wäre eine Konsequenz, sie gedankenverloren zu übersehen eine andere.

Klar ist, dass Urban Art als Wandmalerei einen vorantiken Ursprung hat. Über diese Rezeptionsgeschichte hinaus provoziert Urban Art, indem sie sich der elitären, akademischen Gesellschaft, die sich gern als Wächter der Kunstgeschichte sieht, abwendet. Diese Gegenbewegung vom Salonfähigen, hin zu einer neuen Erwartungshaltung gegenüber der Kunst, gab es nicht zuletzt mit dem Impressionismus. Um das Phänomen dieser raueren Kunst nachvollziehen zu können, geht es also über die Ablehnung des Etablierten oder Bezüge zu historischen Vorfahren hinaus. Urban Art adressiert die Öffentlichkeit, im Idealfall wird sie sogar thematisiert. Das bekannteste Kollektiv ist wohl Banksy.

Politisch provokant wurde Banksy Teil einer neuen Wahrnehmung des urbanen Stadtbildes. Indem Banksy insbesondere Konsum- und Gesellschaftskritik ausübt, gehört das Kollektiv zu einer Reihe politisch motivierter Künstler. Das inzwischen übermalte, übergroße Graffiti des ertrunkenen syrischen Flüchtlingskindes Ayman Kurdi in Frankfurt am Main ist ein weiteres Beispiel, wie Graffiti als Teil von Urban Art in der Öffentlichkeit wirken kann: Indem es international für Aufsehen sorgt und beim Einzelnen eine tatsächliche Betroffenheit auslöst.

Dennoch, Urban Art ist eher negativ konnotiert. Was nicht zuletzt daran liegt, dass sie in einem sensiblen Umfeld zu Hause ist: in der Öffentlichkeit. Zwischen Rücksicht und Narrenfreiheit bewegt sich Urban Art in einem Milieu, das sowohl dem Bedürfnis nach Aufklärung und Meinungsfreiheit hinterherrennt, sich aber persönlich angegriffen fühlt, wenn die Regionalbahn besprüht wird. Die Straße gleicht einem Atelier, es wird experimentiert und schnell wird klar: Nicht alles was Urban ist, ist Art. Lassen wir der Stadt Zeit, zu selektieren.

VON ANICA SKIBBA

Contra

Eine das Stadtbild aufwertende Kunst ist im öffentlichen Raum eine Seltenheit. Es dominieren vielmehr amateurhaft angefertigte, lieblose Schmierereien sowie obszöne Geschmacklosigkeiten, deren künstlerische Ansprüche gering sind. Ist es daher gerechtfertigt von Urban „ART“ zu sprechen? Verfassungsrechtlich betrachtet stellt Kunst jede schöpferische Betätigung dar, die einer Formsprache zuzuordnen und vielfältiger Interpretation zugänglich ist. Schutz genießen dabei neben traditionellen auch neuartige Formen. Kunst darf demnach viel: provozieren, anprangern, radikal sein, unabhängig von subjektiver Ästhetik. Die grundgesetzlich gewährleistete Kunstfreiheit geht Kants Gedanke entsprechend indes nur so weit, wie sie Rechte Dritter tangiert.

Zunächst ist an den zufälligen Betrachter zu denken, der anders als an Orten etablierter Kunstvermittlung sich nicht aus freien Stücken zum Konsum entscheiden kann. Ihm wird das sogenannte „piece“ afoktroiiert. Besonders unangenehm, wenn der Betroffene plötzlich täglich dem Ausblick auf ein verstörendes, düsteres Werk ausgesetzt ist.

Auch für die öffentliche Sicherheit ist es problematisch, wenn großflächige, im Stadtbild störende Werke aufgrund ihres ablenkenden Charakters zur ersten Verkehrsgefährdung werden.

Besonders einschneidend wirkt es sich aber für den betroffenen Eigentümer aus, der einiges an Scheinern für die Fassadenreinigung lassen muss. Die Invasion eines urbanen Artisten kann eine gepflegte Wohngegend über Nacht kurzerhand in eine heruntergekommene verwandeln. Dieses unerlaubte Verändern fremder Flächen zieht im Übrigen in aller Regel zivil- und strafrechtliche Sanktionen nach sich.

Eine solche, als rechtswidrig aufgegränzte Kunst einzustufende Eigentumsverletzung schlicht hinzunehmen ist dem Inhaber unzumutbar, unabhängig davon, welcher noch so begnadete Künstler am Werk war.

Urban Art hat eine Daseinsberechtigung. Solange es den Werkschaffenden gelingt, ihre Kreativität auch für das (Er)finden alternativer Projektionsflächen einzusetzen, um eine legale öffentliche Wahrnehmung möglich zu machen.

VON CATHRIN SCHIERLING

Schwere Themen, leichte Wörter

Ein Beispiel für gelungene Inklusion: Ein neues studentisches Projekt der Pädagogischen Hochschule bietet lokale Nachrichten in Leichter Sprache

Die Inklusion schreitet mit großen Schritten auf der ganzen Welt voran. Auch aus Heidelberg gibt es jetzt erfreuliche Neuigkeiten: Am 11. Juli wurde an der Pädagogischen Hochschule feierlich das neue studentische Projekt „Einfach-Heidelberg“ präsentiert – das erste Heidelberger Online-Nachrichtenportal in Leichter Sprache.

Die Webseite ist das Produkt eines großen Teams an Redakteuren, welches sich innerhalb eines Seminars an der Hochschule etabliert hat. Sie bietet lokale Nachrichten für Menschen mit Lese- oder Lernschwierigkeiten an und verspricht, schwierige Dinge einfach zu erklären.

Das Konzept einer Leichten Sprache stammt bereits aus dem alten Rom. In den noch erhaltenen Texten rät der berühmte Philosoph, Anwalt und Politiker Marcus Tullius Cicero, beim Unterrichten auf aufgeblasene und bildhafte Formulierungen zugunsten der einfachen und verständlichen zu verzichten. Zu der eigentlichen Ausbildung der Leichten Sprache kam es jedoch erst im frühen 20. Jahrhundert. Damals stellten US-amerikanische Linguisten durch eine Studie fest, dass der durchschnittliche erwachsene Leser nur über eine begrenzte Lesefähigkeit verfügt.

Durch viele Gerichtsprozesse, die einige Unternehmer wegen „unverständlich formulierten Aussagen“ verloren haben, kam es langsam zur Einführung von leichten Sätzen in Verträgen und Nutzungsanweisungen. Es etablierte sich außerdem die Organisation „People First“, welche die Barrierefreiheit in allen Bereichen der Sprache forderte: von Verträgen und Gesetzen bis hin zu Zeitungen, Büchern und Parteiprogrammen. So wurde die Leichte Sprache von und für Menschen mit Behinderung geschaffen.

Seit den Siebzigerjahren hat sich vieles an diesem Konzept geändert.

Leichte Sprache ist eine linguistische Welt für sich

Die Leichte Sprache verfügt inzwischen über ein eigenes multikulturelles Auditorium, welches über Sprachbüros und Übersetzer mit anderen Sprachen in Kontakt kommt. Das Netzwerk erstreckt sich über mehrere Länder.

Leichte Sprache ist nun eine linguistische Welt für sich, welche über eigene Regeln und Gesetze verfügt, die sich von der „normalen Sprache“ deutlich unterscheiden. Das Grundprinzip ist einfach: Leichte Sprache will nicht schön sein – sie will verstanden werden.

Die Texte, Audio- und Videoberichte entstehen in enger Zusammenarbeit zwischen meist ehrenamtlich engagierten Journalisten und qualifizierten Prüfern. Diese sind vor allem durch funktionale Analphabeten, Menschen mit Sehschwierigkeit oder geistiger Behinderung repräsentiert. So läuft es auch bei „Einfach-Heidelberg“. „Wir haben uns das Ziel gestellt, Informationen in Leichter Sprache barrierefrei für alle zugänglich zu machen“, berichtet die Projektleiterin Karin Terfloth.

Das Projekt ist ein Beispiel für gelungene Inklusion. Innerhalb von drei Monaten haben Studierende, Lehrende und Menschen mit Behinderung zusammen an mehreren Konzepten gearbeitet, um die Informationen verständlicher als zuvor anbieten zu können. Dabei versuchte das Team, nicht nur auf die Themen, für die sich die Leser interessieren, sondern auch auf die Hilfen, die sie beim Lesen brauchen, einzugehen.

Dies ist ihnen gelungen: Die Webseite bietet neben dem eigentlichen Inhalt auch unterschiedlichste Features, um die Texte noch verständlicher zu machen. Alle Artikel verfügen über Piktogramme und Bilder, die Schrift kann beliebig vergrößert werden, es gibt sogar eine Vorlesefunktion. Die Redaktion hat dabei komplett auf computerisierte

Sprache verzichtet, um den Menschen das Gefühl eines echten Gesprächs zu verleihen.

Eine weitere Besonderheit ist auch das Konzept des Wörterbuchs. Nach einigen Debatten hat das Redaktionsteam beschlossen, fremde und schwierige Wörter nicht komplett aus den Texten zu streichen, sondern in einem speziellen Lexikon mit einfachen Wörtern zu erklären. Somit bietet die Plattform nicht nur Unterhaltung, sondern auch die Möglichkeit, die Sprache zu lernen.

„Wir dachten: Wir schreiben in Leichter Sprache – nichts leichter als das. Doch im Gegenteil: Wir hatten große Schwierigkeiten, in dieser Sprache zu schreiben“, erzählt Redakteurin Britta Best.

Und kein Wunder: Den Regeln zufolge müssen alle Sätze kurz sein und dürfen nicht mehr als eine Aussage enthalten. Dabei sollten der Konjunktiv und Fremdwörter vermieden werden, die Wortkombinationen durch Mediopunkte (Medio-Punkte) getrennt sein und die Formatierung



Mit Mediopunkten durch die Seite: Einfach-Heidelberg stellt sich vor

übersichtlich bleiben. Trotz alldem darf der Inhalt des Textes nicht verloren gehen.

So kann man ohne Probleme nachvollziehen, wieso die Übersetzer, nach ihren eigenen Aussagen, allein durch das Häkchen der Betroffenen glücklich werden. Dieses bedeutet, dass mindestens zwei Prüfer den Artikel verständlich fanden.

Trotz aller Schwierigkeiten ist es dem Team „Einfach-Heidelberg“ gelungen, das Projekt zum Laufen zu bringen. Neue Nachrichten zu den Themen Politik, Freizeit und Sport werden jede Woche erscheinen. Das Redaktionsteam ist offen für Vorschläge und lädt jeden, der mithelfen will, herzlich zu ihren Redaktionstreffen ein. (bob)

Heidelberger Künstler (5)

„Vielheit als Beschränkung“

Ein Ort, an dem Kunst mit der Zeit wächst: Das Haus am Wehrsteg führt verschiedene Kunstformen zusammen



Foto: afr



Fotos: Matthias Bacht

Jeder hat schon mal von dem „Haus am Wehrsteg“ gehört, aber nur wenige wissen, was sich dahinter verbirgt. Direkt am Wehrsteg, aus Backstein, mit Leuchtturm und Garten – stark urban angehaucht. Atelier und Raum für Neue Kunst, die als zeitgenössisch, frisch-produziert und ortsgebunden zu definieren ist.

Ein Ort, an dem Künstler und Gesellschaft mit neuen Themen und Arbeitsweisen im Hinblick auf die Öffentlichkeit in Verbindung gebracht werden. Man findet dort neben Kunstausstellungen auch das Atelier des Künstlers Matthias Bacht, der zugleich Pächter des Hauses ist.

Besonderen Wert legt das Haus auf ortsgebundene Arbeit, da sich die Umgebung des Hauses in den kommenden Jahren stark verändern wird und dies als künstlerisches Wachstum festgehalten werden soll, damit das Haus nicht zu einem „Ufo mit importierter Kunst“ werde. So werden sowohl im Inneren als auch am Haus selbst Umbauten durchgeführt, wie etwa die Gestaltung des Frieses „Haus-Fluss-Brücke-Natur“ von Carlotta Werner aus Hamburg, die die geografische Lage am Fluss widerspiegelt.

Kooperationen und Authentizität werden gesucht, wo es nur geht

– besonders Interdisziplinäres und Generationenverbindendes liegt Matthias am Herzen, um die kulturelle Landschaft Heidelbergs voranzubringen.

So hat er selbst eine eigene Ausstellung über das Haus auf die Beine gestellt. „Ausstellungskiste“ heißt sie und kann nun in der Kunsthalle Mannheim als Teil ihrer Sammlung betrachtet werden. Laut Matthias ist Kunst „Interesse an Entwicklung und eine positiv-produktive Einstellung zur Welt“, wodurch seine Werke mehrere Aspekte wie beispielsweise Text, Architektur und Natur verbinden und miteinander kombinieren, dann Neues in die Welt setzen.

Im Haus findet man unterschiedliche Kunst: Wiederkehrende Ausstellungen zu den Kunstwerken der vormaligen Pächterin und Künstlerin Eva Vargas aktualisieren und interpretieren ihre Werke in Form von Kapiteln neu. Außerdem wird neuer künstlerischer Inhalt, sei es in Form von Texten und Liedern, Bildern oder Skulpturen, vorgestellt, wie beispielsweise die zwei aktuellen Ausstellungen „Mitten im Zwischen“ und „Literaturgarten“.

In „Mitten im Zwischen“ kulminiert all das, was das Programm des Hauses ausmacht: Gastkünstler-

Aufenthalte, Jugendarbeit, Öffentlichkeit, Vermittlung und Innovation. Das Oberthema ist die Vielheit als Beschränkung, weshalb man Arbeiten von konkreten physischen Zwischenräumen über den Handel als zwischenmenschliche Kommunikation bis zum Thema Transgender und Kontrast antreffen kann.

Mit der Wanderung des Import-Export-Containers, der verschiedene Bilder und Textnachrichten zum Thema Handel enthält, in die Altstadt und der Umwandlung der Statue „Old Bunsen“ am Psychologischen Institut wird zur Auseinandersetzung animiert. Kunst darf auch irritieren, denn nach Kunst sind wir nicht, wie wir vorher waren.

„Literatur an ungewöhnliche Orte tragen“, das Konzept der Veranstaltung „Literaturgarten“, bringt besonders das Programm der ortsgebundenen Kunst zum Vorschein, denn Heidelberg ist nun seit 2014 UNESCO Literaturstadt und die Rapper Toni L und Filat K stammen aus diesem romantischen Örtchen am Neckar. Dabei sollen Tagebucheinträge bei Rap-Musik einen kreativen „Realitätscheck“ unterlaufen. Sie werden durch die Rapper interpretiert und vorgetragen. Dadurch sollen neue Räume erschlossen werden. (afr)

ANZEIGE

Kartenverlosung Enjoy Jazz

Bereits zum 18. Mal versammelt das Festival „Enjoy Jazz“ Größen der Szene, aber auch talentierte Newcomer in der Metropolregion. Vom 2. Oktober bis zum 11. November bieten mehr als 40 Veranstaltungen in Heidelberg, Mannheim und Ludwigshafen nicht nur Jazz aller Art, sondern auch Soul, Hip-Hop, Klassik, Pop und Electro. Wir verlosen für euch 2x2 Karten: Für die Konzerte von John Kameel Farah am 28. Oktober in der Jesuitenkirche und Julia Holter am 10. November im Karlstorbahnhof. Wenn ihr live dabei sein wollt, schreibt uns bis zum 14. August eine Mail an post@ruprecht.de.

Arbeite wann, wo und mit wem DU willst!

Wir verstehen uns seit 17 Jahren als Partner der gehobenen Gastronomie und geben jungen Menschen die Möglichkeit flexibel neben dem Studium Geld zu verdienen.

Wir bieten:

- professionelle Trainings
- flexible Arbeitszeiten
- ein junges, engagiertes Team

Wir erwarten:

- einwandfreie Deutschkenntnisse
- gepflegtes Auftreten
- Spaß im Umgang mit Menschen

Email: Heidelberg@miseenplace.eu
Telefon: 06221 6725133
Web: www.miseenplace.de


mise en place

Angst vor dem Scheitern

Israelische Start-ups bewirken einen enormen wirtschaftlichen Aufschwung im Land. Der erreicht die arabische Minderheit aber kaum. Auf einer Spurensuche in Nazareth

VON MONIKA WITZENBERGER
AUS NAZARETH, ISRAEL

Wummernde Bässe, abgewetzte Barstühle und neonfarbene beleuchtete Schnapsflaschen. Die typische Umgebung und Lautstärke einer Bar im Zentrum von Tel Aviv. Eher deplatziert sind die im Halbdunkel hell leuchtenden Laptopbildschirme, bedient von Anzugträgern, die gespannt auf eine Leinwand schauen. Auf Hebräisch wird „Hybrid“ vorgestellt; ein

haben. In der Mittelmeermetropole sind Geschäftstreffen in einer Bar also nichts Ungewöhnliches. Weitaus befremdlicher ist, dass über arabische Start-ups gesprochen wird. Die gibt es nämlich kaum, da die florierende Start-up-Szene hauptsächlich von der jüdischen Mehrheit getragen wird.

Darüber hinaus beschränken sich arabische Unternehmen auf traditionelle Sektoren wie Landwirtschaft, Bau oder Transportwesen. Nicht wenigen zufolge ist das der Grund für die hohe Anzahl an arabischen Familien, die unter der Armutsgrenze

er über die soziale Situation der arabischen Minderheit spricht: „Wir wollen einen Wandel bewirken.“

Leichter gesagt als getan. Während er arabischen Kaffee aus einem Miniatur-Pappbecher trinkt, erläutert Fadi Swidan anhand von Graphen die Situation: „Als ich hier angefangen habe, gab es überhaupt keine wirtschaftliche Infrastruktur, ein Start-up-Ökosystem in Nazareth war schlichtweg nicht vorhanden.“ Wie viele vor ihm versuchte er der Ursache des durchschlagenden Erfolgs in Tel Aviv auf den Grund zu gehen.

zu haben.“ Diese sind aber vor allem bei Unternehmensgründungen von entscheidender Bedeutung.

„Außerdem ist die arabische Einstellung zum Scheitern immens wichtig.“ In der jüdischen Geschäftswelt ist Scheitern allgemein akzeptiert. Sie versuchen es so oft wie nötig.

„In der arabischen Gesellschaft verlierst du dabei dein Gesicht.“ Dementsprechend wenige gehen das Risiko einer Start-up Gründung ein.

„Im Jahr 2014 hatten wir genug arabische Start-ups mit guten Ideen, aber kaum Investoren.“ Das Projekt

vorgestellt wurde. Hybrid ist ein recht ungewöhnlicher und von vielen kritisch beäugter Ansatz, der arabische Unternehmer mit Veteranen der militärischen Einheit 8200 zusammenbringt.

Letztere haben sich während ihrer Zeit in der Armee vor allem mit Codeentschlüsselung beschäftigt. Heute werden 70 Prozent der israelischen Start-ups von Ex-8200lern geleitet.

„Sie haben auf allen Ebenen jede Menge Kontakte“, erläutert Fadi begeistert. Dazu das Know-how und



Blick über die Altstadt Nazareths mit seiner markanten Verkündigungsbasilika. Hier soll das Zentrum der arabischen Start-up-Szene in Israel entstehen

Programm zur Förderung arabischer Start-ups. Die sprichwörtlich an jeder Straßenecke und zu jeder Tageszeit stattfindenden Treffen junger Unternehmer gehören zum Stadtbild.

In Tel Aviv befindet sich die höchste Start-up-Dichte im ganzen Land, vor allen in den Sektoren Finanzwesen, IT und High-Tech.

Mehr noch: In Israel, dem „Silicon Wadi“ des mittleren Ostens, befindet sich einer der höchsten Start-up-Dichten weltweit. Der USB-Stick, ICQ, Intel-Computerchips, Soda-Club, und ja, sogar das Epiliergerät – alles israelische Entwicklungen, die unser tägliches Leben revolutioniert

leben. Woher kommt das? Rassismus, Chancenungleichheit oder kultureller Unterschied? Auf einer Spurensuche geht die Reise nach Nazareth, der inoffiziellen arabischen Hauptstadt Israels. Im obersten Stockwerk eines strahlend weißen Neubaus befinden sich die Büros des Nazareth Business Incubator Center (NBIC), eine von der Regierung unterstützte Institution, die arabischen Start-ups bei ihren ersten Schritten hilft.

Fadi Swidan, der Direktor des NBIC, tritt auf den Balkon seines Büros und deutet mit einer weit ausholenden Bewegung auf die dicht bebauten, umliegenden Hügel, wobei

Er deutet auf ein Bild, bei dem drei Zahnräder ineinandergreifen.

„Die drei maßgeblichen Faktoren für Erfolg sind die Regierung, der private Sektor und die Akademie. In Nazareth hatte ich nichts außer der Regierung, die dieses Projekt unterstützt.“ Die zwei fehlenden Rädchen wurden inzwischen durch namhafte Firmen wie Microsoft und Think-Tanks ersetzt. Fehlten nur noch die Unternehmer und Investoren.

„Wir wollen auch Vorurteile ändern“, wirft Fadi ein. Die meisten arabischen Unternehmen wären Familienunternehmen. „Sie verstehen nicht, was es bedeutet, einen Partner oder Investor

wurde vom entfernten Tel Aviv aus mit Interesse verfolgt, aber Investoren ließen noch die Hände davon.

„Sexy, aber zu risikoreich!“, fasst es Fadi zusammen. Zwei Dinge gaben den entscheidenden

Anstoß. Erstens: Die Regierung beschloss Unternehmensneugründungen von orthodoxen Juden oder Arabern, also Minderheiten, mit 500 000 Euro zu bezuschussen. Zweitens: Das Hybrid-Programm. Genau das Programm, das einige Tage zuvor in einer Bar in Tel Aviv

die Risikobereitschaft. Gesammelte Erfahrungen geben sie nun an potentielle arabische Unternehmer weiter und stellen Kontakte zu Investoren her. Trotz des Fortschrittes, scheint

Fadi vor überschwänglichen Enthusiasmus zurückzuschrecken: „Uns fehlt die erste Erfolgsgeschichte, die weitere Investoren anlocken könnte. Wir stehen erst am Anfang.“ Allerdings scheint besagte Erfolgsgeschichte in näherer Zukunft zu liegen: „Ich schätze bis dahin wird es circa fünf Jahre dauern.“

„Sexy, aber zu risikoreich“

Die Invasion der Elefantenhose

Südostasien wird als Reiseziel immer beliebter. Wer Einzigartigkeit sucht, findet sich jedoch oft auf ausgetretenen Pfaden wieder. Ein Plädoyer für mehr Individualität

VON LAURA HEYER
AUS SÜDOSTASIEN

Es ist 4:30 Uhr und das Thermometer zeigt fast angenehme 30 Grad. Die Federn in der abgewetzten Sitzbank unseres TukTuks quietschen, als wir über die löchrigen Straßen rumpeln. In der dunklen, sirrenden Luft des Dschungels erstreckt sich eine lange Straße.

Wie Ameisen reihen sich kleine Fahrzeuge aneinander, die Motorräder knattern laut in der Morgendämmerung. Der Weg führt zu einem der größten kulturellen Erbe der Welt: den Khmertempeln von Angkor Wat. Wir müssen uns beeilen, schließlich wollen wir den Sonnenaufgang sehen – ein Geheimtipp, der in jedem Lonely Planet-Reiseführer steht.

Zwischen Northfacejacken und Deuter-Rucksäcken ist es gar nicht mehr so einfach, das große Abenteuer zu suchen. Ein Schwarm Individualisten zieht von Stadt zu Stadt, zusammengepfercht in eigenen Touristenbussen, immer erkennbar an der allgegenwärtigen Stoffhose

mit Elefantenmuster. Backpacker-Hostels mit Rooftop-Terrasse locken mit günstigem Bier und für asiatische Verhältnisse bequemen Betten. Bei Pizza und Oreokeksen feiert man die eigene Abenteuerlust und erzählt von den nahezu identischen Ausflügen nach Thailand, Laos und Kambodscha.

Die kontinentalen Staaten Südostasiens werden als Reiseziele immer beliebter. Nach Angaben des World Travel and Tourism Councils gehört beispielsweise Vietnam mittlerweile zu den Top 10 Reisezielen im internationalen Vergleich.

Aber auch Länder wie Laos und Kambodscha erkennen die Wachstumschancen des Tourismus. Nach dem Zusammenbruch des sozialistischen Blocks versuchte man sich an die industrialisierenden Nachbarn wie China zu halten und förderte vor allem den Tourismus. Naturkatastrophen und die Gefahren des Terrorismus führten zudem zu einer Verlagerung des Tourismus von beliebten Inseln wie Kho Samui oder Bali auf das südostasiatische Festland. Lokale Bus- oder gar Zug-

verbindungen sind in Südostasien meist nicht so umfangreich ausgebaut. Eigene Buslinien oder Schiffe transportieren daher ausschließlich Backpacker und andere Touristen – Kontakt zu den Einheimischen ausgeschlossen.

Will man die vermeintlichen Attraktionen dieser Länder sehen, beschleicht einen das Gefühl, sich auf diese Art des Reisens einlassen zu müssen. Wird hier, wie viele in Angkor Wat befürchten, das kulturelle Erbe einer Nation meistbietend ausverkauft, zu Gunsten der wirtschaftlichen Entwicklung? Oder schützt ein kanalisierter Tourismus gar die noch unentdeckten Ecken des Landes, die – stehen sie einmal im Lonely Planet Reiseführer – schnell zum Massenphänomen



Der Sonnenaufgang am Khmertempel von Angkor Wat in Kambodscha

avancieren? Diese Frage muss wohl letztendlich jeder für sich beantworten. Doch der Individualismus, der einer Backpacker-Reise innewohnt, sollte nicht einem Uniformismus und dem Wettlauf um die Liste der meistgesehenen Attraktionen wei-

chen. Neben dem angesagten Strand aus dem Travel-Blog wartet oft ein ruhiger Küstenstreifen und ein Essen in der Garküche ist ein langlebigeres Souvenir als der asiatische Sonnenhut, der oft nicht den Rückflug überlebt.



VON JOHANNA MITZSCHKE
AUS DURHAM, ENGLAND

Kein Herz für die EU?

Damit hatte niemand gerechnet: Großbritannien verlässt die EU. Über die Gründe wird unter Studenten erst nach dem Brexit-Votum diskutiert

Who wants the Brexit?“, fragte ein Professor zu Beginn des Studienjahres in einer Europarechtsvorlesung der Universität Durham. Als eine von nur wenigen Unis in England gibt es hier einen Lehrstuhl für Europarecht. Im Herbst 2015 stimmen nur ein paar Jurastudenten im vollbesetzten Hörsaal für den Brexit. Die meisten von ihnen haben gerade ihren Abschluss an einer Privatschule irgendwo in England absolviert. Wie die vielen Erasmusstudenten neben ihnen sind sie alle mit der EU groß geworden, einer transnationalen Idee, die uns Studenten garantiert, einen Arbeitsplatz in Europa anzunehmen, mit der finanziellen Unterstützung der EU im (europäischen) Ausland studieren oder mit einem europäischen Pass inner-

Impressum

ruprecht, die Heidelberger Studentenzeitung, erscheint monatlich (drei Ausgaben) in der Vorlesungszeit. Der *ruprecht* versteht sich als unabhängige Zeitung, die sich keiner Gruppierung oder Weltanschauung verpflichtet fühlt. Die Redaktion trifft sich während der Vorlesungszeit montags um 20 Uhr im StuRa-Büro in der Albert-Ueberle-Straße 3–5. Für namentlich gekennzeichnete Artikel sind die Autoren allein verantwortlich.

Herausgeber: ruprecht e. V.
V.i.S.d.P.: Michael Graupner
Redaktionsadresse: Albert-Ueberle-Straße 3–5, 69120 Heidelberg
Telefon: 06221 / 18 71 310-0
E-Mail: post@ruprecht.de
Der ruprecht im Internet: www.ruprecht.de
www.facebook.com/ruprechtHD

Redaktion: Anna Maria Stock (ams), Anna Vollmer (avo), Hannah Lena Puschnig (hlp), Hannah Bley (hnb), Jani Takhsa (jat), Jesper Klein (jkl), Hannah Kapfenberger (kap), Kai Gräf (kgr), Esther Lehnardt (leh), Maren Kaps (mak), Michael Graupner (mgr), Margarete Over (mov), Sonali Beher (sbe), Simon Koenigsdorff (sko), Verena Mengen (vem)

Freie Mitarbeiter: Anica Skibba (ani), Bérénice Burdack (beb), Elizaveta Bobkova (bob), Cathrin Schierling (cas), Jakob Bauer (jkb), Lea Dortschy (led), Michael Pfister (mpf), Marie Roux (mtr), Lina Rees (lrr)

Korrespondenten: Laura Heyer (lau), Johanna Mitzschke (mit), Monika Witzenberger (mow)

Redaktionsschluss für die Ausgabe 164: November 2016

Personals

mak: Seite 14 ist fertig, ihr Opfer!
mak, vem und sko: Miiii...mimimiiiiii...
jkl: Der Drucker ist ein dreckiges Miststück.
mak: Das kommt NICHT in die Personals, vem! Dafür kommst du in die Dreckshölle! Nicht in die Layout-Hölle oder ins Fegefeuer, da kommt man nämlich wieder raus – in die Dreckshölle kommst du!
jkb: Frag doch unseren Layout-Onkel sko.
mak: Lasst uns eine Drohne selber bauen!
hnb: Die Größe macht schon noch viel aus. – sbe: That's what she said!
hlp: Er ist das Schnitzel und du bist die Hochschule.
hlp: kmgr, das ist ja wie Brangelina!
mgr: <3

halb von zwei Stunden mit dem Eurostar von London nach Paris reisen zu können. Nicht wenige Eltern der Studenten arbeiten schon im europäischen Ausland oder in einer europäischen Institution.

Ein weiterer, großer Anteil der Studenten im Hörsaal kommt aus China, Vietnam oder Thailand, und hat jahrelang an internationalen Schulen oder in englischen Internaten auf die Aufnahme an einer europäischen Universität hingearbeitet, um vielleicht irgendwann einmal an diesem „europäischen Traum“ teilhaben zu können, den die EU zu verwirklichen versucht.

Eine Mehrheit der Studenten hat daher also bis zum Tag des Referendums nicht an den Brexit geglaubt. Und doch drehte sich dieses Bild am Ende ihres Studienjahres abrupt, als die Wahl einer einfachen Mehrheit von 52 Prozent den Austritt Englands aus der EU einleitete und an der Universität Durham vermutlich zum letzten Mal eine Vorlesung in Europarecht gelehrt wurde.

Aus einer falschen Gewissheit heraus – oder war es die englische Gelassenheit gegenüber den politischen Tumulten im Parlament? – blieb eine Debatte vor dem Referendum über den Verbleib Englands inner- oder außerhalb der EU unter den Studenten größtenteils aus. Erst das Erwachen nach dem Wahltag schien die Diskussion über die Rolle der EU

eingeleitet zu haben, und plötzlich wurde in den Colleges, Pubs und auf WG-Partys debattiert wie in keinem Europarechtsseminar und auf keiner WG-Party zuvor. Doch da war es schon zu spät. Im Wahlbezirk North-east, rund um Durham, dem mittelalterlichen Universitätsstädtchen, wird nach den Midlands sogar prozentual die meisten Pro-Brexit-Stimmzettel Englands ausgezählt.

Eine ähnliche Verzögerung in der Diskussionskultur war an den „Leave“- und „Remain“-Kampagnen zu erkennen, die erst in den letzten beiden Wochen vor dem EU Referendum richtig anliefen. Erst von da an häuften sich in den englischen Briefkästen die Botschaften der Kampagnen. Und trotzdem mussten die Argumente beider Seiten für die meisten Wähler bis zum Wahltag unklar bleiben. Die blau-rot-weißen Flyer waren kaum voneinander zu unterscheiden, und versuchten mit wilden Zahlenspielen und Bildern englischer Arbeitnehmer, Familien, Geschäftsmänner und -frauen nachzuweisen, weshalb die glücklichere Zukunft „in“ oder „out of the EU“ läge.

Die Rechenbeispiele beider Kampagnen produzierten das notwendig unvollständige Bild eines unvorhersagbaren Zukunftsszenarios. Falsche Versprechen kursierten ungehemmt, wie etwa das von der Investition des Betrags einstiger EU-Abgabebeträge

in das Gesundheitssystem nach dem Brexit. Es bleibt die Frage offen, ob das Brexit-Referendum nicht doch nur ein Höhepunkt der verantwortungslosen, politischen Machtspiele in Westminster und der Downing Street in London war.

Welche Gründe bewegten aber tatsächlich mehr als die Hälfte der britischen Bevölkerung dazu, für den Brexit zu stimmen? Sei es in London, Oxford, Cambridge, Newcastle oder Durham – auf einer Städtereise durch das Land kurz vor dem großen Wahltag stieß man immer wieder auf die eine Grenzlinie, die EU-Sympathielinie, die durch so viele englische Städte verläuft.

Zunächst unscheinbar, doch auf den zweiten Blick unübersehbar, trennte sie die Wohngebiete im Stadtkern mit ihren teuren Immobilien von den günstigeren Wohnhäusern am Stadtrand. Während die „Remain“-Poster in den großzügigen Wohnzimmerfenstern der englischen Reihenhäuser, gerahmt von rosenbewachsenen Vorgärten klebten, prangten in den meist von Arbeiterfamilien bewohnten, einfacheren Wohnvierteln nur noch die Plakate der „Leave“-Kampagne an den Fenstern.

gne es geschafft haben, den Engländern Errungenschaften der EU, wie etwa wirtschaftliche Freiheiten, die Verbreitung von europäischen Werten oder die Bestärkung von Menschenrechten mit Hilfe von EU-Institutionen schmackhaft zu machen.

Aus dem EU-Referendum lässt sich auch ablesen, dass viele Engländer die aktuellen Krisen der Globalisierung immer mehr mit der Vorstellung einer „gescheiterten EU“ gleichsetzen. Ein üblicher Vorschlag der Kampagnen-Vertreter, die für den Brexit warben, war daher die Begrenzung von Einwanderungszahlen, anstelle des europäischen Prinzips der Bewegungsfreiheit europäischer Bürger in der EU. Dass ein Großteil der Briten keine Vorteile in dieser Bewegungsfreiheit erkannte, spiegelt die tiefe Spaltung der englischen Gesellschaft wider. Sie teilt sich in die wirtschaftsstarken „Global Player“ in Metropolen wie London und die vielen Verlierer der Globalisierung in den (ehemaligen) Industriegebieten auf.

Nach dem Brexit-Tag, den der rechtspopulistische Politiker Nigel Farage zum neuen „Independence Day“ Englands erklärt hat, scheint zudem die Ablehnung gegenüber Ausländern salonfähig geworden zu sein. Dass sich ausländische Studenten in Durham seither mit Kleingeld oder Schokolade beworfen sahen, kratzt schon jetzt am weltoffenen Image der Universitäten Englands.

Dieser Ausgang des Referendums, dem nun in englischen Zeitungen auf den Grund gegangen wird, hat in der englischen Bevölkerung schließlich eine Debatte über die Rolle der EU ausgelöst. Tatsächlich hat der Beobachter den Eindruck, dass den meisten Engländern erst jetzt bewusst wird, welche Tragweite dieses Referendum für die Zukunft ihres Landes in Europa und das Friedens- und Wirtschaftsgerüst der EU hat. Zugleich wird die EU viele Lehren aus dem Brexit ziehen müssen.

Doch viele englische Europäer sehen sich nun vor eine neue Frage gestellt: „Who wants to exit Britain for the EU?“



Auch die „Leave“-Kampagne lief erst kurz vor dem Referendum wirklich an

